



08/Juli 06

Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

Themenschwerpunkt: Behinderung und Sport







Liebe Leserin, lieber Leser,

nach dem Spiel ist vor dem Spiel – so wird es auch in diesem Sommer sein: Kaum wird am 9. Juli in Berlin das Endspiel der Fußball-WM abgepfiffen, wird am 29. August in Duisburg gleich die nächste Fußball-WM angepfiffen: die der Menschen mit Behinderung. Beide Großereignisse geben uns im Schwerpunktteil dieser Ausgabe von „Behinderung und Pastoral“ Anlass, das Thema „Sport“ näher unter die Lupe zu nehmen.

Von einer sportphilosophischen über eine kulturkritische und eine seelsorglich-pastorale Betrachtungsweise wollen wir Ihnen die verschiedenen Facetten des Zusammenhangs von Behinderung und Sport vorstellen. Dass dabei von „Fußball-WM“, von „Paralympics“, von „Fußball-WM der Menschen mit Behinderung“, von „Fußball-Bundesliga“, von „Fitnesstraining“ und ein anderes Mal von „Selbstverteidigung für Mädchen und Frauen mit Behinderung“, mal von „Leib“, mal von „Körper“ und mal von „Body“ gesprochen wird, gibt eine Ahnung von der Breite beider Spektren: der Breite des Themas Sport ebenso wie der Breite der Lebensrealität Behinderung.

Auch in den weiteren Rubriken finden Sie Aspekte des Themas Sport wieder, sei es im Erfahrungsbericht „Lebensfreude pur“ oder im Veranstaltungsbericht „Leibhaftig leben“.

Besonders ans Herz legen möchte ich Ihnen an dieser Stelle die Predigt von Bischof Dr. Franz-Josef Bode, die er im Rahmen der Fachtagung „Behindertenpastoral praktisch: Lobbying für Benachteiligte als Ermöglichung von Teilhabe und als Chance zur Neuevangelisation“ im März 2006 in Lingen gehalten hat, sowie den Vortrag, den Herr Robert Antretter MdB a.D., Vorsitzender der Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V., anlässlich des Abschlusses der „Zusatzqualifikation pastoraler Dienste in der Seelsorge für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung“ im Februar 2006 in Bad Honnef gehalten hat.

Der Ball ist rund. Auf dass der Sommer für Sie – mit oder ohne Sport – eine runde Sache wird und Sie die Erholung finden, die Sie für die zweite Halbzeit des Jahres brauchen, wünscht

Simone Bell-D'Avis

Dr. Simone Bell-D'Avis
Leiterin der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

INHALT 08/ Juli 06

Editorial

01 *Simone Bell-D'Avis*

Themenschwerpunkt: Behinderung und Sport

03 **Behindertensport und Kirche**

Horst Strohkendl

09 **Die Landesverbände des Deutschen Behindertensportbundes**

10 **Die Fußball-WM der Menschen mit Behinderung will Sympathien wecken**

Sabine Schmitz

11 **„Die Bedingungen sind für uns optimal“**

Sabine Schmitz

12 **Leistungssport mit einem speziellen Potential**

Hans-Gerd Schütt

14 **Nicht *neben* sondern mit**

Franz Fink

15 **Schöne neue Welt**

Manfred Lütz

16 **Selbstbewusstsein von Frauen und Mädchen stärken**

Martina Puschke

18 **Fitness für Hörgeschädigte**

Daniela Marino und Dirk Bläcker

20 **Die WM mit den Ohren erleben**

Maximilian Meyer

Aus den Diözesen und den Gremien der Arbeitsstelle

21 **Eine Schwäche für die Schwachen**

Franz-Josef Bode

23 **Der Mensch kann nicht auf die Summe seiner genetischen Merkmale reduziert werden**

Robert Antretter

27 **„... wo dein Schatz ist, ist auch dein Herz.“**

Mathias Mader

28 **Bei der Begegnung auf Augenhöhe die Befangenheit verlieren**

Jochen Straub

29 **1000 Gründe für ein Leben in Vielfalt**

Jochen Straub

Aus Kirche und Gesellschaft

30 **„Mein Körper ist nicht das wichtigste Thema in meinem Leben“**

Christoph Beuers

32 **„Mir hat diese Arbeit Anerkennung gegeben“**

Herbert Greif

34 **Lebensfreude pur!**

Claudia Geist

36 **Sein Leben ist Botschaft, sein Sterben Auftrag**

Horst Strohkendl

37 **Leibhaftig leben**

Christoph Beuers

44 **Das letzte Wort hat ... Reinhard Schneider**

38 **Impressum /** ³⁹ **Termine /** ⁴⁰ **Buchbesprechungen /** ⁴³ **Angemerkt**

THEMENSCHWERPUNKT: BEHINDERUNG UND SPORT

Behindertensport und Kirche Annäherung und Weiterführung zu einem heilen Menschenbild?

Horst Strohkendl*

Behindertensport erscheint vielen Menschen noch als ein nebulöses Gebilde, das als Maßnahme der Rehabilitation in erster Linie mit medizinischen Bemühungen in Verbindung gebracht wird. Im 19. Jahrhundert ist es vielen engagierten Ärzten und Physiotherapeuten zu verdanken, dass in den sozialen Einrichtungen beider Kirchen mit den Bemühungen um die Rehabilitation von Menschen mit Körperbehinderungen und Sehbehinderungen der Weg aus der sozialen Isolation begonnen wurde. Die Erprobung orthopädischer Hilfsmittel und der Erwerb handwerklicher Kompetenzen eröffnete Menschen mit Behinderung die Wiedereingliederung in die Gesellschaft und die Finanzierung eines bescheidenen Lebensunterhalts. Die Bemühungen in den kirchlichen Einrichtungen für Behinderte verstanden sich in erster Linie als Dienst der Nächstenliebe an vom Schicksal benachteiligten Menschen, die ein schweres Joch in diesem Dasein zu tragen hatten.

Wie in den vorausgegangenen Artikeln dieser Serie bereits beschrieben, tat sich die Kirche sehr schwer, Menschen mit Behinderungen den gleichberechtigten Zugang in die Gesellschaft und besonders zu ihren geistigen Ämtern zu gewähren. In Bezug auf die Leiblichkeit und körperliche Versehrtheit des Menschen hatte die Kirche in ihrer langen Geschichte ein gespaltenes und distanzierendes Verhältnis. Obgleich die Pflege der Leiblichkeit des Menschen in einem der Paulusbriefe als wichtige Aufgabe betont wird. An der gesellschaftlichen Randständigkeit der Menschen mit Behinderungen und zu ihrer politischen Emanzipation konnten die Kirchen nicht entscheidend beitragen. Das Problem der Erbsünde und Schuld soll hier nicht angesprochen werden. Obwohl sich auch heute noch Schuldgefühle und Ängste bei Menschen einstellen, wenn Angehörige oder bekannte Personen durch Unfall oder Krankheit zu Schaden kommen oder ganz unerwartet ein Kind mit Behinderung geboren wird. Berichtet werden soll von einer besonderen Variante des Sports, wie sie sich in vielfältiger Weise im Behindertensport darstellt und eine ungeahnte Veränderung des Menschenbildes in unserer heutigen Gesellschaft herbeiführen konnte.

Sport und die moderne Industriegesellschaft

Die Entstehung des Behindertensports ist nicht ohne die

Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung des modernen Sports denkbar. Sport ist abgeleitet von dem Begriff *disportare*, was so viel heißt wie „sich vergnügen“. Unter diesem Oberbegriff finden sich heute vielfältige Ausprägungen, die vom Spitzensport, Leistungssport, Breitensport, Freizeitsport bis hin zum Rehabilitationssport reichen. Die Entwicklung des Sports ist eng verknüpft mit dem Entstehen der modernen Industriegesellschaft und der Unterscheidung zwischen der Arbeitszeit und der Freizeit. Der Sport ermöglichte Vergnügen, Geselligkeit und Lebensbereicherung, also Attribute, die in den gleichförmigen Abläufen von aufgeteilten Arbeitsgängen am Fließband nicht zu erzielen waren. Regelmäßiges Sporttreiben war Ausdruck von Lebensfreude, Geselligkeit und gesunder Lebensführung.

Der Sport im engeren Sinne ist im Wesentlichen in den angelsächsischen Ländern als Wettkampf- und Leistungssport entwickelt worden, dessen Faszination sich langfristig kaum ein Land dieser Erde entziehen konnte. Eine Sonderrolle spielte in Deutschland das „Jahnsche Turnen“, das die vielseitige, lebenslange körperliche Betätigung zur Erhaltung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit zum Ziel hatte, insbesondere zur ehrenamtlichen Tätigkeit, als Dienst an der Gemeinschaft, motivierte. Die Begriffe „Frisch – Fromm – Fröhlich – Frei“ spiegeln die politischen Ambitionen im 19. Jahrhundert wider. Immerhin ist unser ehrenamtlich geführtes Vereinswesen eine Errungenschaft der Turnbewegung, eine Organisationsform des öffentlichen Sports, um die uns die ganze Welt beneidet.

Das angelsächsische Sportmodell hat sich inzwischen auch in unserer Gesellschaft durchgesetzt. Aus pädagogischer Sicht bestanden auch keine Einwände, solange das Streben nach der individuellen Bestleistung eine liebgewordene Nebentätigkeit zu Beruf und Ausbildung blieb (Amateursport), der Wettkampf fair und regelgerecht ausgetragen wurde und Sieg und Niederlage in gleichem Maße für die Entwicklung einer sportlichen Karriere Anerkennung fanden. Das Streben nach dem individuellen Erfolg durch verbesserte Trainingsformen und überregionale Leistungsvergleiche führte zu ungeahnten Leistungsverbesserungen. Die Gründung der Olympischen Spiele der Neuzeit im Jahre 1896 und ihre weitere Entwicklung blieben für die beteiligten Athleten eine

Erfolgsstory, solange das Interesse der Politik und der kommerziellen Kräfte außen vor blieben.

Leider wurde der Sport jedoch schon bald ein Spielball der Politik. Angefangen mit der Vereinnahmung des Sports durch den Nationalsozialismus und mit dem Wettstreit der Länder des Kalten Krieges, verlor der Sport seine Unabhängigkeit und sein dem Spiel innewohnendes Ideal der Zweckfreiheit. Das Streben nach sportlichem Erfolg wurde zur Obsession vieler Athleten und Funktionäre und sollte politisch die Überlegenheit eines Gesellschaftssystems belegen. Dabei bediente man sich mehr und mehr der Methoden der Industrie und deren kommerzieller Interessen. Der professionelle Sport ist nicht mehr ein Gegensatz zur Arbeitswelt, sondern ein Teil unserer Arbeitswelt und Konsumgesellschaft geworden. Dieser aus heutiger Sicht negativen Entwicklung in der Sportbewegung stehen die besonderen Errungenschaften des Behindertensports gegenüber.

Die Entstehung des Behindertensports und der paralympischen Bewegung

Bereits nach dem Ersten Weltkrieg haben engagierte Ärzte in den Lazaretten der Kriegsversehrten Bewegungsübungen in spielerischer Form als Mittel der Heilung und Aktivierung der vitalen Kräfte der Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderungen eingesetzt. Aber erst die vielen Versehrten des Zweiten Weltkriegs haben die Kraft aufgebracht, die in den Lazaretten erlernten Übungen und Spiele, die gelebte Kameradschaft auch nach ihrer

Entlassung fortzusetzen. Die Fürsorgeämter und viele engagierte Ärzte unterstützten diese Bemühungen tatkräftig. So entstanden in Anlehnung an die Organisation der deutschen Turnvereine so genannte Versehrten-Sport-Gemeinschaften (VSG) flächendeckend im deutschen Sprachraum.

1951 wurde der Deutsche Versehrten-Sportverband e.V. (DVS) gegründet. Dieser kümmerte sich um die finanzielle und personelle Unterstützung der Vereine und den Aufbau der Landesverbände in allen Bundesländern. Bereits 1956 wurde der Versehrtensport von der Bundesregierung als Heilmaßnahme anerkannt und die Finanzierung durch die zuständigen Sozialleistungsträger gesichert. Der geistige und sportliche Führer des deutschen Versehrtensports war von Anbeginn Hans Lorenzen. Er wurde von Carl Diem, dem Rektor der Deutschen Sporthochschule Köln, bereits 1948 mit der Durchführung eines Studienganges im Rahmen der Diplom-Sportlehrer-Ausbildung beauftragt. Hans Lorenzen veröffentlichte 1961 das Standardwerk „Lehrbuch des Versehrtensports“. Auf Seite 2 ist eine anthropologisch bedeutsame Aussage dokumentiert: „Wir sind doch als Person keine anderen, als diejenige, die wir vorher waren.“ Hier erfolgte eine klare Trennung zwischen der körperlichen und geistigen Natur des Menschen. Der Körper kann behindert sein, nicht jedoch seine Persönlichkeit.

Leider blieb die Wahrnehmung des deutschen Versehrtensports lange Zeit der Öffentlichkeit verborgen. Ein Versäumnis in der Entwicklung des Behindertensports



(Foto: ISMWSF)

ist sicherlich die Tatsache, dass sich der DVS erst 1976 in Deutscher Behinderten-Sportverband e.V. (DBS) umbenannte und die Vorzüge des aktiven Sporttreibens in der Gemeinschaft gezielt auch anderen Menschen mit Behinderungen, den so genannten Zivilbehinderten, offerierte. Das Fehlen des Sportunterrichts an den in den 60er Jahren gegründeten Sonderschulen für Körperbehinderte ist nicht nur ein Beleg für das fehlende Wissen um die rehabilitativen Möglichkeiten sportlicher Aktivitäten der verantwortlichen Sonder- und Heilpädagogen, sondern auch Ausdruck der allgemeinen Vernachlässigung der Leibeserziehung in der schulischen Tradition Deutschlands. Eine rühmliche Ausnahme bildete der Sportunterricht für körperbehinderte Kinder und Jugendliche in den Einrichtungen der Josefs-Gesellschaft.

Die wahren Impulse für die öffentliche Wahrnehmung des Behindertensports sind den Initiativen zu verdanken, die mit der Rehabilitation von Menschen mit einer Querschnittslähmung einhergehen. Dabei bildete das besondere Merkmal der Mitglieder dieser Personengruppe, dass sie sich zur selbständigen Fortbewegung eines Rollstuhls bedienen mussten. Der Verlust der Gehfunktion der Beine und das Angewiesensein auf das „Krankenfahrzeug“ Rollstuhl wird von nichtbehinderten Menschen als schwer wiegender Verlust bewertet und mit negativen und abwehrenden Gefühlen besetzt. Die jahrtausendelangen Tragödien, die mit den Folgen einer Querschnittslähmung einhergehen, sind offensichtlich tief in unserem Seelenleben verankert. Erst 1944 gelang es dem deutschstämmigen Juden, Sir Ludwig Guttmann, der 1938 mit seiner Familie den Schergen der Nazis nach England entkam, in dem Armee-Hospital Stoke Mandeville durch konsequente Pflege, die Querschnittsgelähmten am Leben zu erhalten. Vor seiner Zeit starben 90% der Betroffenen im Laufe eines Jahres an den Folgen, wie Druckgeschwüren

und Niereninfektionen, die restlichen 10% spätestens nach fünf Jahren. Man kann nur unzureichend nachvollziehen, welches Elend für die Betroffenen und deren Angehörige in den für die Öffentlichkeit geschlossenen Abteilungen der Hospitäler herrschte.

Die medizinische Großtat Guttmanns generierte den „Stoke Mandeville Spirit“. Eine geistige Kraft, die zu weiteren erfolgreichen Maßnahmen führte:

Der Nichtsportler Guttmann entdeckte die heilende Wirkung sportlicher Aktivitäten und führte den Rollstuhl-sport als Maßnahme in den Rehabilitationsplan von Querschnittsgelähmten ein.

Für die soziale Integration der Rollstuhlfahrer in die Gesellschaft taten sich äußere und emotionale Barrieren auf. War doch ein Mensch, der auf den Gebrauch eines Rollstuhls angewiesen war, das Sinnbild von Hilflosigkeit, Unselbständigkeit, Abhängigkeit und Leiden. Die Olympischen Spiele fanden 1948 in London statt. Dieses Ereignis brachte Guttmann auf die Idee, den Rollstuhl-sport als Mittel zur Öffentlichkeitsarbeit einzusetzen, verkörpert doch der Sport positive Merkmale wie Lebensfreude und Leistungsfähigkeit. Am 27. Juli 1948, dem Eröffnungstag der Olympischen Spiele, führte er sein erstes Sportfest in Stoke Mandeville durch. Die olympische Vision war geboren. Bereits 1956 erhielt Guttmann den vom IOC verliehen Furnley Cup, eine Auszeichnung, die an Personen verliehen wird, die sich um die Verbreitung der olympischen Idee verdient machen.

Viele medizinische Kollegen pilgerten nach Stoke Mandeville, um die neue Behandlungsmethode zu lernen. Guttmann überzeugte sie von der Verwendung des Rollstuhlsports als effektiver Maßnahme der Rehabilitation. Die Kollegen aus aller Welt mussten Guttmann in die Hand versprechen, einmal mit einer Mannschaft von Rollstuhlfahrern an den jährlich stattfindenden Stoke-



Die Deutsche Paralympics Mannschaft, 1960

(Foto: DRS-Archiv)

Mandeville-Spielen teilzunehmen. Rollstuhlfahrer mussten aus allen Regionen der Welt nach England transportiert werden. Die gewonnenen Medaillen erregten öffentliches Interesse: eine unglaubliche Mission kam in Fahrt.

Die Folgen dieser ersten Maßnahmen sind heute gut bekannt. Der Rollstuhlsport wurde durch engagierte Ärzte in aller Welt verbreitet. In vielen Ländern war der Rollstuhlsport der erste Behindertensport überhaupt und ermutigte, ähnliche Angebote für andere Behinderungsgruppen zu organisieren. Bereits 1952 kamen die ersten Rollstuhlfahrer anderer Länder nach Stoke Mandeville. 1960 fanden die Spiele im Anschluss an die Olympischen Spiele in Rom statt. Tokio 1964 ist gleichzeitig der Beginn der aktiven Rehabilitation von Rollstuhlfahrern in Japan. Es folgten 1968 Tel Aviv/Israel; 1972 Heidelberg/Deutschland; 1976 Toronto/Kanada; 1980 Arnheim/Niederlande; 1984 Stoke Mandeville/England; 1988 Seoul/Korea; 1992 Barcelona/Spanien; 1996 Atlanta/USA; 2000 Sydney/Australien und 2004 Athen/Griechenland. Alle Spiele brachten neue Entwicklungen, ungeahnte Leistungssteigerungen und wachsende öffentliche Anerkennung. Seit 1976 wurde das Programm auf andere Behinderungsformen erweitert: Amputierte, Sehbehinderte, Frühkindlich Hirngeschädigte und Menschen mit intellektuellen Behinderungen. 1976 wurde in Örnsköldvik/Schweden das Programm um die Winterspiele erweitert und alle vier Jahre mit den Olympischen Winterspielen in Verbindung gebracht. Die Berichterstattung von den diesjährigen Spielen in Turin ist noch in guter Erinnerung.

Normalisierung und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung

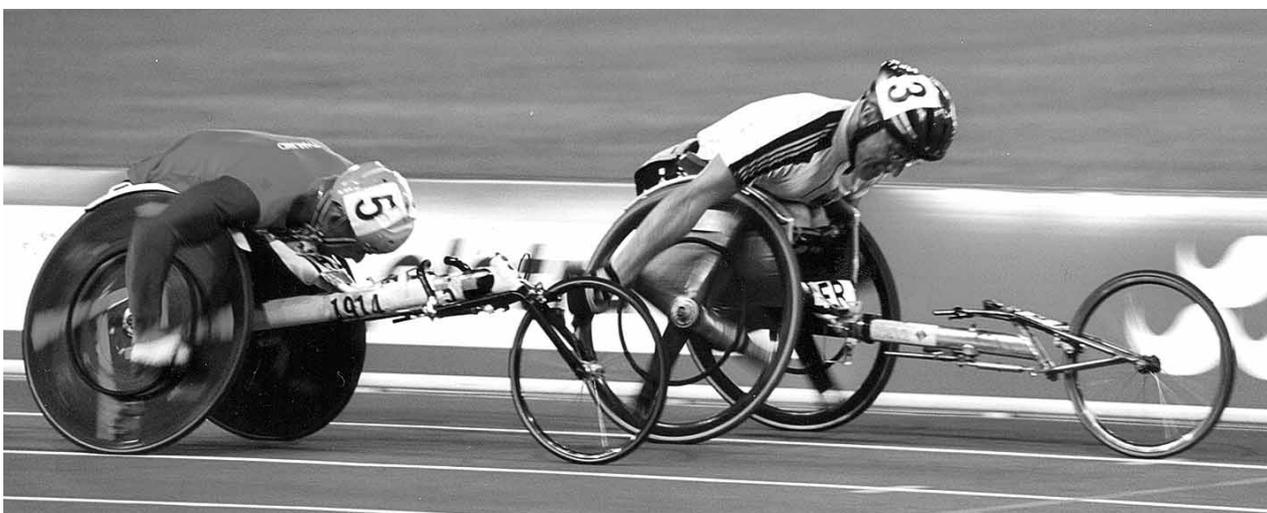
Die Leistungen von Guttman für die weltweite Verbreitung des Behindertensports und die paralympische

Bewegung gebieten höchste Anerkennung. Er handelte in erster Linie als fürsorglicher Arzt, dem das leibliche Wohlergehen seiner Patienten zeitlebens eine Herzenssache war. Mitbestimmung und Selbstbestimmung als Mittel der Emanzipation, Persönlichkeitsentwicklung und Gestaltung eines eigenständigen Lebens waren Guttman als Mitglied der ärztlichen Oberschicht und geprägt durch seine preußische Erziehung als Maßnahmen fremd. Das pädagogische Komplement zum medizinisch geprägten Modell in der Rehabilitation von Menschen mit Behinderungen entwickelte fast zur gleichen Zeit wie Guttman der amerikanische Pädagoge Timothy Nugent. Er wurde von der amerikanischen Regierung im Jahre 1948 beauftragt, Studienmöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen zu organisieren. Er begann mit seinen Bemühungen an der State University of Illinois in Champaign/Urbana. Er erkannte als Pädagoge und Sportler die positiven Wirkungen sportlicher Betätigungen auf die Persönlichkeitsentwicklung von Menschen mit Behinderungen. Seine Erfahrungen revolutionierten die vom medizinischen Denken dominierte Rehabilitation durch drei Prinzipien:

Was ein Mensch leisten kann, ist nur daran zu ermessen, wie weit er gefordert wird.

Behinderung ist nicht notwendig ein Desaster, sondern eine Herausforderung des Lebens. Gelingt es dem Betroffenen, diese Lebenskrise aktiv zu bewältigen, dann kann seine/ihre Persönlichkeit reifer und stärker aus dem Prozess hervorgehen.

Der Mensch mit einer Behinderung hat Anspruch auf die Entwicklung seiner eigenen Identität. Dafür muss ihm die Bühne bereit werden, damit er, wie jeder andere Mensch auch, durch Versuch und Irrtum seine eigene Identität entwickelt. Die nichtbehinderten Fachkräfte assistieren in diesem Prozess.



Rollstuhlsportler bei den Paralympics

(Foto: DRS-Archiv, Pleßmann)

Nugent hat, seinen Grundsätzen folgend, 1949 die „National Wheelchair Basketball Association“ (NWBA) als basisdemokratische Organisation gegründet. In den Vorstand konnten nur Rollstuhl-Basketball -spieler gewählt werden. Bei den Jahresversammlungen der Mannschaften entschieden die Delegierten über die Entwicklungen ihres Sports. Diese Organisationsform stand im deutlichen Gegensatz zu derjenigen der Stoke-Mandeville-Spiele. Guttman entschied mit seinen medizinischen Kollegen allein über sportliche und organisatorische Maßnahmen. Nugents Grundsätze wirkten langfristig auch während der Stoke-Mandeville-Spiele. Das Sportangebot passte sich dem angelsächsischen Sportverständnis an, dem Streben nach der individuellen Bestleistung durch intensives Training und Wettkampferfahrung. Die Führung von Rekordlisten und die Vergabe von Medaillen führten zur Spezialisierung und ungeahnten Leistungsverbesserungen. Die Identität des Rollstuhl-Sportlers als Athlet und des Rollstuhlfahrers als respektierter Persönlichkeit wurden geschaffen. Ihre Kreativität und ihr Erfindungsreichtum führten zur Entwicklung und Verbesserung von neuen Sportarten und sinnvollen Maßnahmen für die

Mobilität im Alltag. Aus Skandinavien wurde die obige Entwicklung durch die Forderung nach Normalisierung durch Bank Mikkelsen unterstützt.

Wir finden heute eine positive Veränderung im Verhältnis von Menschen mit und ohne Behinderung vor, die Hoffnung für einen weit besseren Umgang unserer Gesellschaft mit Behinderungen gibt, was insbesondere hilft, den Prozess der Rehabilitation weit effektiver zu gestalten. Guttman und Nugent haben viele Nachfolger gefunden. U.a. das „International Paralympic Committee“ (IPC) mit seinem Präsidenten Sir Philip Craven (einem Rollstuhlsportler) oder die Organisatoren des jährlich vor Ostern in Köln stattfindenden Internationalen Bernd-Best-Rollstuhl-Rugby-Turniers folgen ihren Grundsätzen. In der Tat hat sich im Verhältnis zwischen Menschen mit und ohne Behinderung in den letzten 30 Jahren mehr zum Positiven verändert als 2000 Jahre vorher. Dazu hat der Behindertensport einen erheblichen Beitrag geleistet.

Sportler mit einer Behinderung und Christ sein

Der Sport hat noch niemals in seiner Geschichte einen größeren Wert hervorgebracht als im Behindertensport.



(Foto: DRS-Archiv, Herzog)

Der Sport verhalf bemitleideten Menschen, Krüppeln, respektierte Personen in unserer Gesellschaft zu werden. Unterstützt wurde diese Entwicklung durch die Überwindung der Descart'schen Anthropologie, die den Körper und den Geist streng voneinander trennte. Die moderne Anthropologie zeigte eine engere Verbindung von körperlichen, seelischen und geistigen Kräften des Menschen auf. Der Körper wurde zum Leib durch seine geistig-seelische Durchdringung und durch die jeweilige individuelle Ausprägung. Die ganzheitliche Sichtweise des Menschen nutzte die Sportwissenschaft, die sich in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts etablieren konnte, indem sie die pädagogische Dimension von Spiel, Sport und Bewegung für die Persönlichkeitsentwicklung verdeutlichte. Der beste Beleg für diese Auffassung in der Sportpädagogik findet sich auf höchst überzeugende Weise im Behindertensport und durch das Erscheinungsbild der Sportler mit einer Behinderung selbst.

In einer säkularisierten Welt, die Lebensqualität vor allem auch im Sinne von besonderen Erlebnissen versteht, konnte der Sport Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen befriedigen. Bei den Rollstuhlfahrern gelang die Entwicklung einer neuen Leiblichkeit durch Benutzung eines funktionellen Sportgerätes mit Hilfe der nichtbehinderten Arme. Solche Sportgeräte reichen von Rennrollstühlen über Mono-Ski bis hin zum Elektro-Rollstuhl und PKW. Bei Amputierten sind es neue Prothesen und bei den Sehbehinderten Bewegungsformen und Hilfsmittel, die das Gehör und den Bewegungssinn fordern. Bewegungserlebnisse in der Gemeinschaft Gleichgesinnter verhelfen zur Bewältigung der Behinderung, zum Aufbau eines neuen Selbstkonzepts mit den Attributen Selbstvertrauen und Sinngebung. Das Phasenmodell von Erika Schuchardt zur Behinderungsbewältigung gibt wichtige Hinweise für das methodische Vorgehen bei traumatisierten Personen, die sich in ähnlicher Form auch bei Kübler-Ross wiederfinden.

Wie weit geht dieser Prozess eines neuen Leib- und Persönlichkeitsverständnisses in der Rehabilitation von Menschen mit Behinderungen? Einschränkend muss man konstatieren, dass nur gesunde Menschen mit Behinderungen Leistungssport treiben können. Es bedarf auch eines Mindestmaßes an willkürlicher Bewegung, um selbst einen Elektro-Rollstuhl spielerisch zu bewegen. Behindertensport hat auch seine Grenzen, behinderungs- und altersbedingt. Was kommt danach?

Bei Schwerbehinderten fällt eine starke Gegenwartsbezogenheit auf, ja eine Ungeduld in der Durchführung von Maßnahmen. Die Zukunft wird ausgeblendet, mögliche Gefährdungen, die zwangsläufig mit der Behinderung einhergehen, verdrängt. Sicherlich sind diese Verhaltensweisen von Menschen, die in einer Konsumgesellschaft und in einem nie gekannten Wohl-

stand leben, nicht nur auf die Behinderten beschränkt, sondern weit in unserer Gesellschaft verbreitet. Wo bleiben existentielle Fragen, vor allem bei Personen, die existentielle Grenzsituationen bewältigen müssen? Die Annahme der christlichen Botschaft, die Unterstützung der jeweiligen Seelenentwicklung in einer körperlich begrenzten Lebenszeit stellen sich als seelsorgerische Aufgabe gerade auch bei Menschen mit Behinderungen.

Das Engagement von nichtbehinderten Menschen in der Rehabilitation von Schwerstbehinderten verweist auf weitergehende Pflege der Spiritualität des Menschen hin, die weit über das sportliche Handeln in der Gemeinschaft hinausreicht. Nicht jeder Behinderte kann Sport treiben, doch immer noch vielfältig kommunizieren. Leibliche Begrenzung weist uns auf unsere Unvollkommenheit und Endlichkeit hin. Sie kann uns den Zugang zur christlichen Botschaft erleichtern, vor allem dann, wenn wir Behinderung als Chance begreifen, die uns aus den alltäglichen Gewohnheiten führt. Die Strukturanthropologie von H. Rombach grenzt Behinderung nicht aus, sondern behandelt sie als einen wichtigen Erfahrungsbereich des Lebens. Hierfür müssen Christen den Kontakt zu den Menschen mit Behinderungen suchen und das Leben in seiner Fülle mitgestalten, die Botschaft des neuen Testaments einführend als gelebte Tat vorleben.

Kontakt: Horst.Strohkendl@uni-koeln.de

**Dr. Horst Strohkendl ist Dozent an der Heilpädagogischen Fakultät der Universität zu Köln, Seminar für Bewegungserziehung und Bewegungstherapie.*

 <p>Herausgegeben im Auftrag des Bundesinstituts für Sportwissenschaft von Ommo Grupe und Dietmar Mieth</p> <p>Lexikon der Ethik im Sport</p>	<p>Literaturtipp: Zum Thema „Ethik und Sport“ haben Ommo Grupe und Dietmar Mieth ein umfassendes Lexikon herausgebracht. Das Buch ist beim Bundesinstitut für Sportwissenschaft erschienen und kostet 38 Euro. ISBN 3778089919</p>
--	---

Die Landesverbände des Deutschen Behindertensportbundes

Hier finden Sie die Kontaktadressen sämtlicher Landesverbände des Deutschen Behindertensportbundes:

- **Badischer Behinderten- u. Rehabilitations-Sportverband e.V.**
76532 Baden-Baden-Sandweier, Mühlstraße 68
Telefon 07221-39618-0, Fax 07221-39618-18
E-Mail: bbs@bbsbaden.de
- **Behinderten- u. Versehrten-Sportverband Bayern e.V.**
80337 München, Kapuzinerstr. 25a
Telefon 089-544189-0, Fax 089-544189-99
E-Mail: boede@bvs-bayern.com
- **Behinderten-Sportverband Berlin e.V.**
14053 Berlin, Hanns-Braun-Str./Friesenhaus 1
Telefon 030-30099675, Fax 030-30099674
E-Mail: info@bsberlin.de
- **Behinderten-Sportverband Brandenburg e.V. Hauptgeschäftsstelle**
17268 Templin, Prenzlauer Allee 62
Telefon 03987-200886, Fax 03987-200944
E-Mail: sigridfinck@bsbrandenburg.de
- **Behinderten-Sportverband Brandenburg e.V. – Büro Süd**
03048 Cottbus, Turower Str. 25
Telefon 0355-426921, Fax 0355-426995
E-Mail: bsbrandenburg@bsbrandenburg.de
- **Behinderten-Sportverband Bremen e.V.**
28213 Bremen, Heinstr. 25–27
Telefon 0421-2778445, Fax 0421-9606090
E-Mail: behinderten-sportverband-bremen@nord-com.net
- **Behinderten- u. Rehabilitations-Sportverband e.V.**
20357 Hamburg, Schäferkampsallee 1
Telefon 040-859933, Fax 040-8512124
E-Mail: Mail@BRS-Hamburg.de
- **Hessischer Behinderten- und Rehabilitations-Sportverband e.V.**
36043 Fulda, Frankfurter Str. 7,
Telefon 0661-869769-0, Fax 0661-869769-29
E-Mail: Geschaeftsstelle@hbrs.de
- **Verband für Behinderten- u. Rehabilitationssport Mecklenburg-Vorpommern e.V.**
18106 Rostock, Henrik-Ibsen-Str. 20
Telefon 0381-721751/2, Fax 0381-721753
E-Mail: VerbandBRS-MV@t-online.de
- **Behinderten-Sportverband Niedersachsen e.V.**
30169 Hannover, Ferdinand-Wilhelm-Fricke-Weg 10
Telefon 0511-1268-5100, Fax 0511-1268-45100
E-Mail: info@bsn-ev.de
- **Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e.V.**
47055 Duisburg, Friedrich-Alfred-Str. 10
Telefon 0203-7174-153, Fax 0203-7174-163
E-Mail: bsnw@bsnw.de
- **Behinderten-Sportverband Rheinland-Pfalz e.V.**
56075 Koblenz, Rheinau 10
Telefon 0261-135250, Fax 0261-135259
E-Mail: info@bsv-rlp.de
- **Behinderten- und Rehabilitationssportverband**
66123 Saarbrücken, Hermann Neuberger Sportschule,
Gebäude 54 Im Stadtwald
Telefon 0681-3879225, Fax 0681-3879220
E-Mail: brs-saarland@t-online.de
- **Sächsischer Behinderten- und Versehrtensportverband e.V.**
04105 Leipzig, Am Sportforum 10, Haus 2
Telefon 0341-2113865, Fax 0341-2113893
E-Mail: sbv@behindertensport-sachsen.de
- **Behinderten- u. Rehabilitations-Sportverband Sachsen-Anhalt e.V.**
06108 Halle/Saale, Ludwig-Wucherer-Str. 86
Telefon 0345-5170824, Fax 0345-5170825
E-Mail: info@bssa.de
- **Rehabilitations- u. Behinderten-Sportverband Schleswig-Holstein e.V.**
24837 Schleswig, Schubustr. 89 c
Telefon 04621-27689, Fax 04621-27667
E-Mail: rbsv-sh@foni.net
- **Thüringer Behinderten- u. Rehabilitations-Sportverband e.V.**
99096 Erfurt, Schützenstr. 5
Telefon 0361-3460539/3453800, Fax 0361-3453802
E-Mail: Tbrsv@t-online.de
- **Württembergischer Versehrtensportverband e.V.**
70372 Stuttgart, Haus des Sports Fritz-Walter-Weg 19
Telefon 0711-28077-620, Fax 0711-28077-621
E-Mail: info@wvs.sportstuttgart.de
- **Deutscher Rollstuhlsportverband e.V.**
47055 Duisburg, Friedrich-Alfred-Str. 10
Telefon 0203-7174180, Fax 0203-7174181
E-Mail: info@rollstuhlsport.de
- **Deutscher Schwerhörigen-Sportverband e.V.**
13591 Berlin, Spandauer Str. 100 e
Telefon 030-3630603, Fax 030-3648093
E-Mail: gefiz@web.de



Die Fußball-WM der Menschen mit Behinderung will Sympathien wecken

Sabine Schmitz*

Bei der Fußball-Weltmeisterschaft der Menschen mit Behinderung treffen 16 Teams von allen fünf Kontinenten aufeinander. Das Projekt „WM der Menschen mit Behinderung“ wird Ihnen in den folgenden Beiträgen vorgestellt.

Vom 26. August bis zum 17. September 2006 findet in Deutschland die Fußball-Weltmeisterschaft der Menschen mit Behinderung statt. Der Verband (International Sports Federation for Persons with Intellectual Disability) INAS-

der Hauptrunde finden in Nordrhein-Westfalen statt. Der WDR wird alle Spiele mit Beteiligung der deutschen Mannschaft sowie das Endspiel live übertragen. In der MSV Arena in Duisburg ist das Eröffnungsspiel, das Spiel um den 3. Platz ist in Essen und das Finale am 16. September in der BayArena in Leverkusen. Eine Eröffnungsfeier mit rund 15.000 Menschen ist für den 27. August in der Kölnarena geplant. Ulrike von der Groeben (RTL) und Manfred Breuckmann (WDR) werden diese Feier moderieren. In der Show tritt eine Kölner Rockband auf.



INAS-FID
**FUSSBALL
WM 2006
DER MENSCHEN
MIT BEHINDERUNG**

FID hat die Ausrichtung der „4. INAS-FID WM Fußball“ an den Deutschen Behindertensportverband (DBS) vergeben. INAS-FID ist der Weltverband für den Sport von Menschen mit geistiger und Lernbehinderung. Der DBS, die Lebenshilfe, Bundesvereinigung und Landesverband NRW und der Behinderten-Sportverband NRW (BSNW) haben die „Fußball WM 2006 der Menschen mit Behinderung gGmbH“ gegründet. Diese gemeinnützige GmbH organisiert die WM. Schirmherr der Veranstaltung ist Altbundeskanzler Gerhard Schröder.

Zum ersten Mal findet eine internationale Fußballveranstaltung von behinderten Menschen in der Bundesrepublik statt. Die 16 teilnehmenden Nationen sind Australien, Brasilien, Deutschland, England, Frankreich, Japan, Mexiko, die Niederlande, Nordirland, Polen, Portugal, Russland, Saudi-Arabien, Südafrika, Südkorea und Ungarn. Die Spielbegegnungen wurden am 28. April im ZDF-Hauptstadtstudio ausgelost. Johannes B. Kerner moderierte die Veranstaltung.

Gespielt wird in 48 Spielen in 41 Städten in vier Bundesländern. Die Vorrundenspiele werden in den Bundesländern Bayern, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Sachsen-Anhalt ausgetragen. Alle 24 Spiele

Erstmals wird eine internationale Großveranstaltung der Menschen mit Behinderung von einer „Gesellschaftlichen Kampagne“ vorbereitet und begleitet. Deren Ziele sind: Bekanntheit der WM Fußball 2006 erhöhen, Interesse an einer Teilnahme wecken

- Sympathie für Menschen mit Behinderung erzeugen/deren Integration fördern
- Bürgerschaftliches Engagement nachhaltig fördern

Insbesondere Kinder und Jugendliche stehen im Zentrum der Bemühungen, Interesse an der 4. INAS-FID WM Fußball zu wecken. Der Weltverband ermöglicht es dem deutschen Ausrichter, die WM-Spiele am frühen Nachmittag durchzuführen, um diese Zielgruppe als Zuschauer zu erreichen. An Schüler der Klassen zwei bis sechs richtet sich auch der von Rudi Völler unterstützte Wettbewerb „Ballfieber – mit neuen Freunden zur WM“. Die Gewinner werden zur Zeit ermittelt (Stand: April 2006).

Kontakt: sabine.schmitz@inas-fid-wm2006.com

**Sabine Schmitz ist Pressesprecherin der Fußball-WM 2006 der Menschen mit Behinderung.*

„Die Bedingungen sind für uns optimal“

Fußball-Nationalelf der Menschen mit Behinderung trainierte auf Mallorca für die Weltmeisterschaft

Sabine Schmitz*

18 Spieler und zwei Torleute hat Bundestrainer Willi Breuer für den Lehrgang in Rudi Völlers „Super-Soccer-Fußballschule“ nominiert. Mit rund 15 Grad ist es in Cala Millor an Mallorcas Ostküste schön warm, im Gegensatz zum winterlichen Deutschland. Das Training ist aber mindestens ebenso anstrengend wie in der Heimat. Breuer und seine Mannschaft bereiten sich zurzeit auf die Fußball-WM der Menschen mit Behinderung vor, die in diesem Jahr auch in Deutschland ausgerichtet wird.



Ahmet Demir (links) setzt sich gegen Wissam El Hamadi durch

(Fotos: INAS-FID Fußball WM 2006)

„Timm, in welchem Film bist Du denn?“ schreit der Trainer den Spieler Andreas Timm von der Seitenlinie aus an. „Das sieht aus wie Denn Sie wissen nicht, was sie tun!“ Der übliche Lärm, wie auf jedem anderen Fußballplatz auch. Doch fällt es den Spielern manchmal schwer, die Trainingsinhalte sofort umzusetzen. „Das Training ähnelt ein wenig dem im Kinder- und Jugendbereich“, so Willi Breuer, der fünf Jahre Jugendcoach beim 1. FC Köln war und dort auch Lukas Sinkiewicz und Lukas Podolski trainierte.

„Die Bedingungen sind für uns optimal“, sagt Breuer über die Fußballschule. „Die Leute hier sind auf Fußballmannschaften eingestellt und können auch ohne Probleme 28 Trikots am Tag waschen. Solche Dinge sind immer sehr wichtig.“ Das Trainingslager auf Mallorca ist

das erste des Jahres 2006. Weitere Stationen sind die Sportschule Wedau in Duisburg, das Ringhotel Rheinpark in Rees und die Sportschule Osterburg.

Breuer ist nur dann zufrieden, wenn „gekämpft“ wird, und die Spieler wissen das. Für alle ist der Fußball sehr wichtig. Zum Beispiel für Ahmet Demir. Der 18-jährige kommt aus Aachen. Er hat zurzeit keine Arbeitsstelle, doch der Fußball gibt ihm Halt. Bis vor kurzem spielte er in der Bezirksliga und der Verbandsliga bei Alemannia Aachen. Zurzeit konzentriert er sich ganz auf die Nationalmannschaft. Der zurzeit 20-jährige Dino Winterich musste seine Ausbildung zum Metzgergehilfen abbrechen. „Da ist er nur gemobbt worden“, weiß Co-Trainer Ullrich Ollesch. Winterich kommt auch aus Aachen und lebt dort noch bei seinen Eltern. Für die Nationalmannschaft hat er bereits sechs Spiele absolviert.

Den Trainern ist bewusst, dass der Sport für die Spieler einen besonders hohen Stellenwert hat. „Menschen mit Behinderung können sich oft beruflich nicht gut positionieren“, sagt Breuer, der hauptberuflich in einer Behinderteneinrichtung als Sportlehrer arbeitet. „Der Fußball ist oft alles für sie.“ Und sie werden alles geben, als deutsche Nationalmannschaft den Weltmeister-Titel zu gewinnen.

Kontakt: sabine.schmitz@inas-fid-wm2006.com

*Sabine Schmitz ist Pressesprecherin der Fußball-WM 2006 der Menschen mit Behinderung.



Trainer Willi Breuer ist immer mit ganzem Herzem dabei.

Leistungssport mit einem speziellen Potential

Für Paralympicsteilnehmer ist Sport ein Weg zur Selbstfindung. Der Sportseelsorger begleitet sie dabei

Hans-Gerd Schütt*

Wenn ich von meinen Erfahrungen bei den Olympischen Spielen der Menschen mit Behinderung – den Paralympics – in Athen und Turin berichte, dann zeigen mir meine Gesprächspartner oft erstaunte Gesichter insbesondere dann, wenn es um die Beantwortung der Frage geht, ob die Arbeit bei Spitzensportlerinnen und Spitzensportlern mit Behinderung nicht doch ganz anders sei als bei den Olympischen Spielen. Meine Antwort auf diese Fragen, dass es mit der Arbeit als Seelsorger kaum einen Unterschied gebe, führt zu entsprechenden Reaktionen. Denn je mehr der Grad der öffentlichen Wahrnehmung für die Paralympics glücklicherweise steigt, umso mehr sie gewissermaßen aus dem Schatten der Olympischen Spiele heraustreten, desto größer ist natürlicherweise das Interesse an pastoralen Fragen in dieser Zeit.

Die alltägliche Arbeit im Olympischen Dorf und darüber hinaus ist von einem natürlichen Umgang miteinander geprägt. Die Sportlerinnen und Sportler insbesondere hier im Spitzensport wollen in erster Linie als Sportler wahrgenommen werden und nicht als Menschen mit Behinderung. So reklamieren sie für sich berechtigterweise, dass man sie wie einen nicht behinderten Sportler selbstverständlich mit einer bestimmten Sportart identifiziert und auf seine sportlichen Erfolge hinweist und nicht zuerst die Art der Behinderung sieht und diese thematisiert, mit der dann eine bestimmte Sportart betrieben wird. Dies geschieht leider oft genug. Ich erinnere mich

gut, wie ein erfolgreicher Sportler bei einer Veranstaltung begrüßt wurde: „Darf ich vorstellen, Herr N.N. ..., mehrfacher Paralympic-Sieger in ...“ und dass eben nicht die Behinderung schon bei der Begrüßung thematisiert wurde. Er hat sich darüber später den Anwesenden gegenüber sehr erfreut gezeigt.

Der Ehrgeiz nach bestmöglicher Leistung im Spitzensport und der Kampf um Medaillen oder gute Platzierungen unterscheiden sich in keiner Weise vom Sport Nichtbehinderten und je professioneller eine Sportart ausgeübt wird, umso mehr gleichen sich der Behindertensport und der Sport der Nichtbehinderten einander an. Das gilt auch für so alltägliche wie wichtige Fragen der Sportförderung unter steigendem Leistungsdruck. Auch hier wird eine Gleichbehandlung mit den Möglichkeiten nicht behinderter Sportler gefordert. Denn die Frage der Sportförderung wie z.B. finanzielle Unterstützung, Trainingsmöglichkeiten oder auch die zeitweise Freistellung durch den Arbeitgeber wird bei zunehmender Leistungsanforderung naturgemäß immer wichtiger.

So tritt in der alltäglichen Arbeit die Frage nach der Behinderung zunehmend in den Hintergrund. Ich selbst habe nie von mir aus die Frage nach der Behinderung thematisiert, es sei denn, dass eine Sportlerin oder ein Sportler im Laufe eines Gesprächs von sich aus dieses Thema angesprochen hat. In diesem Zusammenhang besteht ein Unterschied zwischen Menschen, die von Geburt an eine



Die deutsche Eishockeynationalmannschaft in einer Spielpause

(Foto: DJK)

Behinderung haben und diese als zu ihrem Leben zugehörig erfahren haben und mit dieser wie „selbstverständlich“ zu leben gelernt haben, oder ob eine Behinderung etwa durch Krankheit, Unfall und dergleichen zu einem späteren Zeitpunkt in ihr Leben eingetreten ist.

Erfolgreiche Leistungssportlerinnen und -sportler verfügen meist über eine hoch qualifizierte Ausbildung und ar-

ihre Umgebung, die Familie und der Freundeskreis oftmals kaum in der Lage waren, mit der neuen Situation umzugehen. Ein junger Sportler erzählte mir, dass das Schlimmste für ihn gewesen sei, nach seinem Unfall festzustellen, dass er plötzlich keine Freunde mehr hatte. Damit meinte er, dass seine Freunde mit der neuen Lebenssituation nicht umgehen konnten. Auch er musste lernen, mit ihrem Verhalten umzugehen. Natürlich hat er heute, wie er mir weiter erzählte, wieder Freunde, und viele der alten Freunde sind zurückgekehrt, doch hat es für diesen Weg einen jahrelangen Prozess gebraucht.

In der konkreten Arbeit der Pastoral stellen sich die Fragen von Kirchennähe und -distanz, von konfessioneller Bindung ja oder nein nicht anders als im übrigen Sport auch. Es ist gerade das reizvolle der pastoralen Arbeit im



Das offizielle Plakat zu den Paralympics in Turin.

beiten in hoch qualifizierten Arbeitsbereichen. Es ist interessant, wenn sie erzählen, was der Sport für sie bedeutet. Der Sport ist für sie Herausforderung, ihre persönliche Leistung auszuloten, sich mit anderen im Sport zu messen und somit auch Ehrgeiz und Energie für das private Leben zu entwickeln. Tritt die Behinderung durch Unfall oder Krankheit erst später im Leben ein, dann ist es oftmals der Sport insbesondere im Zusammenhang mit einer Rehabilitation, der ein neues Maßsystem in das Leben bringt. Sport stellt in der ersten Zeit, wenn das Koordinatensystem des Lebens plötzlich nahezu völlig zusammengebrochen ist, eine große Hilfe dar. Der Sportler kann eine „neue“ Werteskala entdecken und sich neue Ziele stecken.

Viele Sportlerinnen und Sportler berichten mir davon, dass sie gerade im Sport wieder erfahren haben, sich etwas zuzutrauen, dass das Training ihre Leistung verbessert und sie so auch wieder eine Hilfe zur Bejahung des geänderten Lebens mit einer Behinderung erfahren haben. Die sportliche Betätigung hat also nicht nur eine rehabilitatorische Funktion, sondern stellt auch für die Persönlichkeitsbildung ein Gerüst zur Verfügung.

Der Sport wird zur Stütze im Leben, und gibt eine neue Orientierung. Viele Sportler berichteten davon, dass



Ein Sportler lässt während einer Verschnaufpause die Stöcke ruhen.

Sport, dass uns hier, in Bezug auf die Frage von Glauben und Kirche, ein präzises Abbild der Gesellschaft begegnet.

In der pastoralen Arbeit mit Menschen mit einer Behinderung half mir nicht zuletzt eine Erklärung eines Sportlers der mir sagte: „Durch meine Behinderung übe ich eine Sportart mit meinen ganz speziellen Möglichkeiten aus. Du als Nichtbehinderter wärst nie in der Lage, den Sport so auszuüben, wie ich es tue“. Diese Erklärung hilft, eine Behinderung auch einmal aus einem ganz anderen Blickwinkel zu sehen.

Kontakt: schuett@djk.de

*Pfarrer Hans-Gerd Schütt ist Sportbeauftragter der Deutschen Bischofskonferenz.

Nicht *neben*, sondern mit Ein Zwischenruf zum Gedanken der Paralympics

Franz Fink*

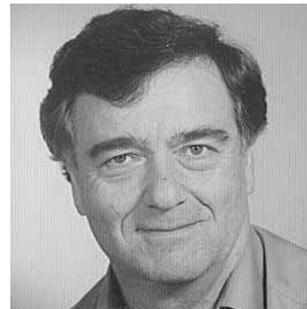
Erst wenn es keine Paralympics mehr gibt, haben wir das erreicht, was Teilhabe am Leben in der Gesellschaft für Menschen mit Behinderungen wirklich heißt!

Der Begriff „pará“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet „neben“. Es ist bezeichnend, dass Paralympics nicht nur „Neben-Olympiade“ bedeutet, sondern auch eine ist. Solange Menschen mit Behinderungen bei den allgemeinen gesellschaftlichen Ereignissen „nebenher“ zu laufen haben, sind sie immer noch nicht ein vollwertiger Teil der Gesellschaft und gleiche Bürger ihres Staates – auch wenn sie noch so viel Beifall bekommen.

Sicherlich würde eine Teilnahme der Sportler mit Handicaps den Veranstaltern eine noch größere organisatorische und logistische Leistung abverlangen. Die Spiele würden einige Tage länger dauern. Unmöglich wäre das jedoch nicht!

Wir sind noch immer genügsam und vermelden –

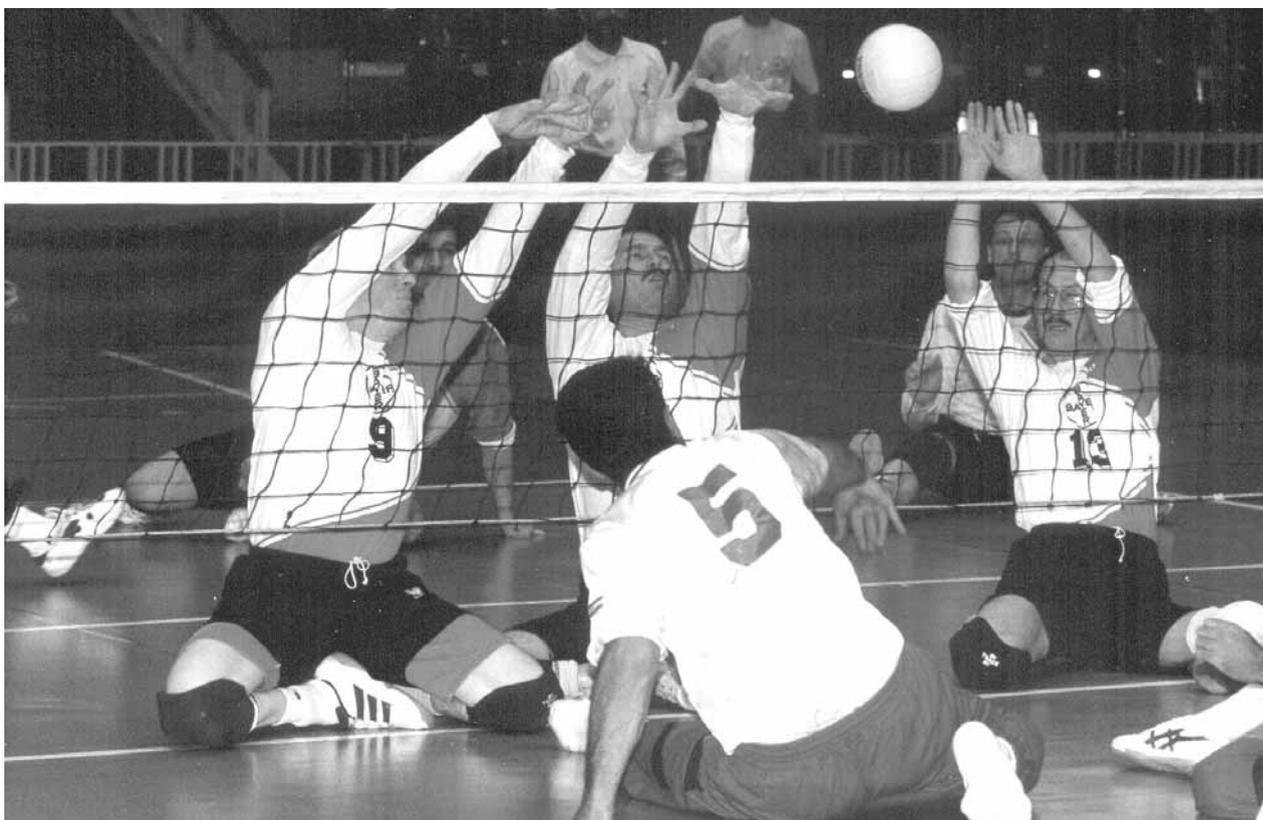
wie es die Behindertenbeauftragte tut – einen „weiteren Höhepunkt im Supersportjahr“. Genügsamkeit und Bescheidenheit sind Tugenden. In diesem Zusammenhang verweisen sie auf einen Widerspruch im Bewusstsein aller Beteiligten. Oder?



(Foto: Privat)

Kontakt: Franz.Fink@caritas.de

*Dr. Franz Fink ist Leiter des Referats Altenhilfe, Behindertenhilfe und Gesundheitsförderung des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg.



(Foto: BSNW)

Schöne neue Welt

In unserer Gesellschaft ersetzt Körperkult zunehmend die Religion.

Im Besuch von Fitnessstudios und der Arbeit am perfekten Körper suchen wir Heil.

Manfred Lütz*

Es wird Zeit, dass irgendjemand aufsteht und die Lust verteidigt. Zwar hat der antike Philosoph Epikur (341–271 v. Chr.) schon gewisse Vorarbeiten geleistet, indem er meinte: „Ich weiß nicht, was ich mir als das Gute vorstellen soll, wenn ich die Lust des Geschmacks, die Lust der Liebe, die Lust des Hörens und die lustvollen Bewegungen beim Anblick einer schönen Gestalt beiseite lasse.“ Aber haben wir so etwas nicht heute: den Hedonismus als Lebensphilosophie, Fressstempel, die Pornoindustrie, quadrophone Dauerberieselung und Wellness-Einrichtungen mit lauter schönen knackig Braunen?

Gleichzeitig sind die Leute so wenig „lustig“. Verdrossene, unzufriedene, saturierte Gesichter, wohin man blickt. Kein Lachen, keine Freude. Wo bleibt die übersprudelnde Lebenslust, die allgemeine „Aufhebung des Unbehagens“, die der englische Philosoph John Locke (1632–1704) verheißt? Müssten wir nicht längst im „goldenen Zeitalter“ leben, von dem Hesiod (um 700 v. Chr.) spricht? Man hat das Fressen verfeinert und den Sex optimiert. Warum sind wir nicht glücklich?

Das 21. Jahrhundert n. Chr. ist sich darin einig, dass man zur Erlangung der Lebenslust in erster Linie etwas am Körper machen muss: Weg mit den Speckwülsten an der Hüfte! Fort mit der Betrübnis aus den Hirnen! Silikon in die Brüste! Liposome in die Falten! Collagen in die Oberlippe! Ein moderner Philosoph der Lebenslust ist beispielsweise der Jogging-Papst Ulrich Strunz (1943 – möglicherweise unendlich). Er empfiehlt Laufen bis zum Umfallen. Und so laufen sich alle die Seele aus dem Leib, quälen sich mit Diäten, Bodyshaping und Bodyworkout, zwingen sich ins hautenge Bikerdress und investieren einen Großteil ihres sauer verdienten Geldes in ein aus allen Nähten platzendes Gesundheitssystem.

Das alles ist nicht lustig, sondern echte Arbeit. Ein verzweifertes Abstrampeln, koste es, was es wolle, auch so schön fit und gesund zu werden wie „The Body“ und andere Models, die freilich – schaut man näher hin – doch nicht solche Inkarnationen der Lebenslust sein können, sonst bräuchten manche nicht pfundweise Kokain, um nicht von der nächsten Brücke springen zu müssen. Am Horizont lockt die Genetik, die jetzt das Gen identifiziert haben will, das uns altern lässt. Wenn die dazu passende Pille erst auf dem Markt ist, beginnt sie richtig, Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ der vor Gesundheit strotzenden Strunze.

Bringen wir den Trend auf den Nenner, dann besagt er: „Die Lebenslust besteht darin, gesund, fit und schön zu sein. Alles andere wird euch dreingegeben.“ Wenn heute überhaupt etwas auf dem Altar steht, angebetet und mit allerhand Schweiß treibenden Sühneopfern bedacht wird, dann ist es die Gesundheit. Unsere Vorfahren bauten Kathedralen, wir bauen Kliniken. Unsere Vorfahren machten Kniebeugen, wir machen Rumpfbeugen. Unsere Vorfahren retteten ihre Seelen, wir unsere Figur. Im Jahr 2000 nach Christi Geburt hat in Deutschland erstmals die Zahl der Fitnessstudiomitglieder (4,59 Millionen) die Zahl der Besucher des katholischen Sonntagsgottesdienstes (4,42 Millionen) übertroffen.

Keine Frage, wir haben eine neue Religion: die Gesundheitsreligion. Es fehlt nicht an Protagonisten: selbst ernannten Päpsten, ergebenen Gläubigen, Hohepriestern des Wohlergehens, Zuchtmeistern, Asketen, Heiligen, Inquisitoren. Es fehlt nicht an Binnendifferenzierung. Die neue Kirche hat schon ihre Orden, Sekten und Häresien. Und es fehlt auch nicht an kultischen Akten: Man wallfahrtet, fastet, geißelt sich und unterzieht sich heilbringenden Salbungen. Sogar die neue Doppelmoral gibt es schon: das Sahnetörtchen nach dem Fitnessstudio.

Ich bekenne: In der Gesundheitsreligion bin ich Atheist. Ich halte die Gesundheitsreligion erstens für albern, zweitens für anstrengend, drittens für teuer, viertens für lebensgefährlich und überhaupt für eine abscheuliche Sekte. Sie erzeugt – indem sie ein falsches Paradies vorgaukelt – eine neue Form von religiöser Blindheit. Sie vermehrt die Dummheit in der Welt und macht die Menschen unglücklich. Und vor allem glaube ich, dass sie eine Großattacke auf die Lebenslust ist. Alle Bodypropheten und Gesundheitsapostel haben den Spaß im Mund, die Verheißung unendlichen Vergnügens, den endgültigen Fun. Die Berge reißen und heraus kommen Waschbrettbäuche, braun gebrannte Zombies, muskelbepackte Nichtse und geliftete Tanten.

Kontakt: m.luetz@alexianer-koeln.de

**Dr. Manfred Lütz ist Theologe und Facharzt für Psychiatrie. Er arbeitet als Dozent und ist Chefarzt im Alexianerkrankenhaus in Köln.*

Der vorliegende Text ist ursprünglich als Einleitung des Buches „Lebenslust“ erschienen. Das Werk stammt vom selben Autor und ist im Knauer Verlag erschienen.

Selbstbewusstsein von Frauen und Mädchen stärken Selbstverteidigungskurse bedenken eine neue Herausforderung für den Rehabilitationssport

Martina Puschke*

Rehabilitationssport gehört zu einer wichtigen ergänzenden Leistung in der medizinischen und beruflichen Rehabilitation behinderter oder von Behinderung bedrohter Menschen. Zu den Rehabilitationssportarten zählen Gymnastik, Leichtathletik, Schwimmen sowie Bewegungsspiele in Gruppen. Zusätzlich gibt es eine ganze Reihe von Angeboten im Breitensport des Behindertensports.

Mit der Einführung des Neunten Buch des Sozialgesetzbuchs (SGB IX) im Jahr 2001 wurden speziell für behinderte und von Behinderung bedrohte Frauen und Mädchen Übungen zur Stärkung des Selbstbewusstseins im Rahmen des Rehabilitationssports eingeführt (im § 44, Abs. 1 Nr. 3).

Wie kam es zu diesen speziellen Übungen für behinderte Frauen und Mädchen? Behinderte Frauen und Mädchen sind in hohem Maße von (sexualisierter) Gewalt betroffen. Studien zufolge haben mehr als 60% der behinderten Frauen, die in Einrichtungen leben, sexualisierte Gewalt erfahren. Diese hat verschiedene Ursachen. Abhängigkeitsverhältnisse z.B. durch die Notwendigkeit einer körperlichen Pflege verstärken das Machtgefälle zwischen Pfleger/Pflegerin und der behinderten Frau und begünstigen so das Entstehen von Gewalt. Zudem haben viele Frauen mit Behinderung durch häufige Klinikaufenthalte und körperliche Therapien nie gelernt, ihre Grenzen zu bewahren, nach dem Motto: „An mir darf jede und jeder herumfummeln: der Arzt, der Pfleger, die Krankenschwester, der Therapeut.“

Viele Frauen, gerade auch in Einrichtungen, aber auch gehörlose Frauen, haben nur ungenügende Kenntnisse über Sexualität. Ihnen sind oftmals die Grenzen zwischen z.B. Pflege und Übergriffen bis hin zu Gewalt nicht deutlich. Aus Unsicherheit wehren sie sich nicht.

Doch jede Frau kann sich wehren! Aus dieser Erkenntnis heraus haben behinderte Frauen gemeinsam mit Trainerinnen spezielle Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse als Gewaltprävention für behinderte Frauen und Mädchen entwickelt. In diesen Kursen lernen die Teilnehmerinnen in speziell für ihre Beeinträchtigung angepassten Übungseinheiten, ihre Grenzen zu erkennen und zu wahren.

Während der Gesetzgebungsphase des SGB IX verdeutlichten behinderte Frauen und ihre Interessenvertreterinnen ihre enorme Bedrohung durch (sexuali-

sierte) Gewalt und ihre positiven Erfahrungen mit speziellen Kursen zur Prävention von Gewalt. Auf Initiative des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wurden schließlich die Übungen zur Stärkung des Selbstbewusstseins im SGB IX aufgenommen.

Selbstbewusstsein stärken

Selbstbewusstsein kann auf verschiedene Weisen gestärkt werden. Viele Fachleute empfehlen, zu lernen, mit Kritik umzugehen und selbstsichere Gedanken zu entwickeln, sich selbst für Tagesleistungen zu loben, Gelassenheit zu lernen, das Selbstwertgefühl zu stärken, Körperbewusstsein zu entwickeln und zu lernen, selbst „Nein“ zu sagen.

Vor dem speziellen Hintergrund der Lebenssituation behinderter Frauen und Mädchen ist es wichtig, in Kursen zu lernen, sich selbst als wertvolle und starke Persönlichkeit kennen zu lernen, die ihre Gefühle und Bedürfnisse kennt. In einem nächsten Schritt muss gelernt werden, Grenzen zu setzen, Nein zu sagen und sich je nach Beeinträchtigung gezielt und angemessen zu verteidigen.

Einbettung in den Rehabilitationssport

Derzeit setzt die Rahmenvereinbarung über den Rehabilitationssport und das Funktionstraining einen groben Rahmen für die speziellen Übungen für Frauen und Mädchen. Demnach müssen die eigenständigen Übungsveranstaltungen, wie alle Rehabilitationssportarten, ärztlich verordnet werden. Sie müssen von Übungsleiterinnen durchgeführt werden, wobei Elemente aus Judo, Karate, Tae-kwon-Do, Jiu-Jitsu und Entspannungsübungen eingebunden werden können.

Eine gesonderte Empfehlung für die inhaltliche Gestaltung dieser Übungen sowie ein Curriculum zur Ausbildung von Übungsleiterinnen liegen noch nicht vor. Diese werden derzeit in einem Projekt namens SELBST Selbstbewusstsein für behinderte Mädchen und Frauen (§ 44 SGB IX) in Kooperation mit dem Deutschen Behindertensportverband e.V. – DBS erarbeitet. Das Projekt endet im Herbst 2006.

Probleme bei der Umsetzung des Rechtsanspruchs

Aktuell werden die Übungen zur Stärkung des Selbstbewusstseins noch nicht über die Landesbehindertensportverbände angeboten, wie eine Umfrage des

Weibernetz e.V. vom Sommer 2005 belegt. Demnach bieten lediglich zwei Landesverbände sporadisch diese Übungen an, denn noch fehlt es vor allem an Übungsleiterinnen. Auch ist Ärztinnen und Ärzten die Möglichkeit der Verschreibung solcher Übungen weitgehend unbekannt. Darüber hinaus tun sich Kostenträger schwer mit der Anerkennung des Leistungsanspruchs.

Trainerinnen wiederum, die seit vielen Jahren spezielle Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse für behinderte Frauen und Mädchen anbieten, sind bislang noch nicht anerkannt, diese Übungen nach dem SGB IX durchzuführen. Ihre Kurse finden bislang außerhalb der Rehabilitation durch freie Finanzierungen statt.

Für behinderte Frauen und Mädchen bedeutet diese Situation de facto, dass sie ihren Rechtsanspruch auf die Übungen derzeit noch nicht einlösen können. Es besteht also dringender Handlungsbedarf!

Ausblick

Mit der ergänzenden Leistung der Übungen zur Stärkung

des Selbstbewusstseins im Rehabilitationssport wurde in der medizinischen und beruflichen Rehabilitation das erste Mal qua Gesetz der Tatsache der besonderen Lebenssituation behinderter Frauen und Mädchen, insbesondere der Gefahr von (sexualisierter) Gewalt, Rechnung getragen. Das Thema erfährt somit eine breitere Aufmerksamkeit. Das ist ein positiver Effekt.

Die Umsetzungsschwierigkeiten zeigen, dass es für den Rehabilitationssport und die Kostenträger eine Herausforderung ist, ihre gewohnten Bahnen zu verlassen und neue Wege einzuschlagen, wenn eine Leistung hinzukommt, die das System des Rehabilitationssports erweitert. Wir hoffen, sie sind auf einem guten Weg!

Kontakt: martina.puschke@weibernetz.de

**Martina Puschke ist Projektkoordinatorin in der politischen Interessenvertretung behinderter Frauen im Weibernetz e.V.*

(Foto: DJK/Higgemans)



Fitness für Hörgeschädigte

Ein Modellprojekt will hörgeschädigte Menschen zu Fitnesstrainern ausbilden

Daniela Marino und Dirk Bläcker*

Fitness-Studios sind der Zielgruppe der Hörgeschädigten bisher nicht zugänglich. Dies liegt daran, dass es keine TrainerInnen gibt, die Gebärdensprache beherrschen und dazu in der Lage sind, mit Gehörlosen zu kommunizieren und ihnen die Trainingsinhalte zu vermitteln. Aus diesem Grund scheuen viele hörbehinderte Menschen diese Form des Sports, obwohl ihrerseits diesbezüglich ein großes Interesse besteht. Seit November 2005 versucht ein Modellprojekt, das vom Land NRW und von der Europäischen Union finanziell gefördert wird, an dieser Situation etwas zu verändern.

Eine Qualifikation mit Zukunft

Der deutsche Fitnessmarkt ist in den vergangenen Jahren rasant gewachsen. Neben der Umstrukturierung des Gesundheitssektors, die auch in der Schließung von Krankenhäusern und der Einführung der Praxisgebühr spürbar ist, trägt auch die rasante Alterung unserer Gesellschaft dazu bei, dass das Thema „Gesundheit“ in der Bevölkerung einen stetig größer werdenden Stellenwert einnimmt. So geben immer mehr Deutsche an, auf ihre Gesundheit zu achten und dafür auch Geld zu investieren. Es setzt sich in der Bevölkerung verstärkt die Erkenntnis durch, dass Bewegung gut tut und Sport nicht nur etwas für „Profis“ ist.

Menschen, deren Hörvermögen beeinträchtigt ist, bleibt der Fitnessmarkt bisher weitestgehend verschlossen. Damit hörgeschädigte Menschen Fitness betreiben können, die sich förderlich auf ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden auswirkt, ist es wichtig, dass sie an einem Training teilnehmen, das durch qualifizierte Fitness-trainerInnen in Gebärdensprache angeleitet wird.

Das Modellprojekt „Ausbildung Schwerhöriger und Gehörloser zu Fitnesstrainerinnen und Fitnesstrainern für Hörgeschädigte“ eröffnet Menschen mit einer Hörschädigung erstmals die Möglichkeit, die fachlichen Qualifikationen, die hierzu erforderlich sind, zu erwerben. Diese Kompetenzen werden den TeilnehmerInnen nach dem erfolgreichen Abschluss des Lehrgang durch die Ausstellung einer so genannten Basis-Lizenz (B-Lizenz) bestätigt.

Durch den Erhalt dieser B-Lizenz erschließen sich für Hörgeschädigte vielfältige Berufsmöglichkeiten (beispielsweise in Sport- und Fitness-Studios, Sportverbänden und Rehabilitationseinrichtungen). Darüber hinaus bieten sich auch in Sportverbänden für Gehörlose und Schwerhörige diverse Aufgaben an, die von zertifizierten „Fitnesstrainerinnen und Fitnesstrainern für Hörgeschädigte“ übernommen werden können. Diese Aufgaben

(Foto: DRS-Archiv)



zielen inhaltlich auf eine spezielle Betreuung und Beratung hörgeschädigter Einzelpersonen oder Personengruppen ab.

In Form einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung oder in Ausübung einer selbständigen Tätigkeit erhalten somit auch Hörgeschädigte die Möglichkeit, in beruflicher Hinsicht vom „Boom“ in der Gesundheitsbranche zu profitieren.

Die Aufgaben der Fitnesstrainerin/des Fitnesstrainers für Hörgeschädigte

Sport treibende Menschen mit einer Hörschädigung müssen ihrer Einschränkung gemäß beraten, betreut und unterstützt werden. Dies beinhaltet hauptsächlich die Anleitung, Unterstützung und Korrektur von Einzelpersonen und Personengruppen – besonders im Hinblick auf die richtige Anwendung von Sport- bzw. Trainingsgeräten. Die TrainerInnen gewährleisten, dass die Hörgeschädigten die Geräte so benutzen, dass sich die Übungen förderlich auf ihre Gesundheit auswirken.

Eine weitere zentrale Aufgabe besteht darin, den Hörgeschädigten in allen Fragen rund um die Themen „Training“ und „Ernährung“ eine gute Beratung zukommen zu lassen. Wichtig sind insbesondere die Beratung zum Trainingsaufbau, zur Trainingsgestaltung, zur Erarbeitung individueller Trainingspläne sowie die persönliche Ernährungsberatung.

Teilzeit- oder Vollzeitlehrgang

Die Ausbildung zum/zur Fitnesstrainer/in wird als 3-mo-

natiger Vollzeitlehrgang (15.01.2007) oder als 8-monatiger Teilzeitlehrgang (hat bereits begonnen) für jeweils 18 Teilnehmer angeboten. Darüber hinaus wird ein vierwöchiges Praktikum in die Ausbildung integriert. Ziel des Praktikums ist es, mit den LehrgangsteilnehmerInnen die theoretischen Lerninhalte anhand praxisrelevanter Übungen umzusetzen und Situationen „durchzuspielen“, mit denen eine Fitnesstrainerin/ein Fitnesstrainer für Hörgeschädigte in ihrem/seinem beruflichen Alltag typischerweise konfrontiert wird.

Zu den Lehrgangsinhalten gehören die Segmente:

- Sportmedizin
- Haltungs- und Bewegungsapparat
- Allgemeine und spezielle Trainingslehre
- Geräteunterweisung
- Grundlagen der Ernährung
- Grundlagen selbständiger Tätigkeiten
- Vorbereitung zum Einstieg in den Berufsalltag
- Abschlussprüfung und die Vergabe der Zertifikate

Kontakt: blaecker@gfah-do.de

**Dirk Bläcker ist Fitnessfachwirt und Gebärdendolmetscher. Daniela Marino ist Diplom-Psychologin. Zusammen sind sie als Projektteam für die praktischen und theoretischen Inhalte des Lehrgangs zuständig.*

(Foto: DRS-Archiv)



Die WM mit den Ohren erleben

In den meisten Bundesligastadien gehört der Blindenkommentar mittlerweile zum guten Ton

Maximilian Meyer*

Petra Töns hält es nicht mehr auf ihrem Sitz in der Arena auf Schalke. Die 36-Jährige im blauen Trainingsanzug reckt ihren Blindenstock in die Luft und tanzt strahlend zu der Stadionmusik. Gerade hat „ihr“ FC Schalke 04 das 1:0 gegen die Mainzer Gäste erzielt. Die geburtsblinde Münsteranerin sieht das Spiel nur mit den Ohren. Per Funkkopfhörer empfängt sie einen Blindenkommentar, das Gehörte kann sie vor dem geistigen Auge nachempfinden. Mehr im Bauch als im Ohr hatte Töns ihre ersten Schalke-Spiele Mitte der achtziger Jahre erlebt, damals noch ohne Kommentar. Die tolle Stimmung in der Nordkurve des Parkstadions sorgte für ein Kribbeln im Bauch, doch der gut gemeinte Kommentar anderer Besucher reichte nicht, um dem Spielgeschehen zu folgen. „Heute ist das viel besser: Ich erlebe die hitzige Atmosphäre auf Schalke und weiß gleichzeitig, was auf dem Rasen passiert“, sagt Töns.

Zum ersten Mal gibt es für sehbehinderte Fans wie Petra Töns in Deutschland spezielle Plätze mit Blindenkommentar auch bei einer Fußballweltmeisterschaft. Die Betreuung wird in jedem der 64 WM-Spiele angeboten, doch das Kartenangebot ist zunächst beschränkt: Lediglich zehn Tickets pro Partie konnten Sehbehinderte vom 15. Februar bis einschließlich 15. März telefonisch bestellen. Unter allen Bestellungen werden die begehrten Karten dann verlost. Der Kommentar wird nur auf Deutsch angeboten. Die Ausnahme machen München, Nürnberg, Köln und Frankfurt: Hier gibt es den Kommentar bei Bedarf auch auf Englisch. Da es Blindenkommentatoren weltweit nur in deutschen und englischen Stadien gibt, erwarten die Veranstalter aus anderen Ländern keine Anfragen.

Zehn Monate lang hatte Regina Hillmann, Vorsitzende der bundesweiten Vereinigung blinder Fußballfans „Sehhund“, mit dem WM-OK und dem Fußball-Weltverband Fifa wegen der speziellen Eintrittskarten verhandelt. „Jede Sondergruppe versucht an WM-Tickets zu kommen. Deshalb stießen wir erst auf Skepsis“, sagt die 33-jährige Hamburgerin, die seit ihrer Geburt blind ist. „Wir wollen, dass sich Rollstuhlfahrer und Sehbehinderte als gleichberechtigte Fans fühlen, die nicht ausgeschlossen werden“, erklärt Stephan Eiermann, Sprecher des WM-OK. Vor kurzem gab auch die Fifa grünes Licht.

Rot sehen die Verantwortlichen, wenn nichtbehindernde Fußballfans versuchen, per Blindenausweis in ausver-

kaufte Stadien zu gelangen. „Missbrauch gibt es auch jetzt schon in der Bundesliga. Ein sehender Mann hat beispielsweise das Stadion mit dem Behindertenausweis seines dreijährigen Sohnes besucht“, berichtet Regina Hillmann. Dementsprechend streng sind die Kontrollen bei der Vergabe der WM-Tickets: Wer eine Karte für sehbehinderte Fans erwerben möchte, muss seine Behinderung beweisen. Zudem wird die Ticket-Hotline für Sehbehinderte nur in blindenspezifischen Medien bekannt gegeben.

Was bei der WM eine Weltneuheit ist, wird im Bundesligaalltag schon praktiziert – in 13 der 18 Bundesligastadien wird der Service bereits angeboten; in den WM-Arenen Frankfurt und Kaiserslautern werden die Funkkopfhörer noch bis zum Sommer angeschafft.

Vorreiter in der Bundesliga war Bayer Leverkusen. Der Club hatte 1998 den Kommentar für Blinde eingeführt. Die Technik ist einfach: Meist direkt von der Tribüne aus schildern ehrenamtliche Mitarbeiter wie beispielsweise Jugendtrainer in Leverkusen oder Sportjournalistik-Studenten in Hamburg das Spiel. „Beim Blindenkommentar ist es wichtig, die Positionen der Spieler ganz präzise wiederzugeben“, erklärt Karl-Heinz Witteck, der Heimspiele des FC Schalke für Blinde kommentiert. Einfach einen Fernsehkommentar auf die Funkkopfhörer zu senden, funktioniert nicht, meint Witteck. „Denn TV-Journalisten lassen oft Bilder sprechen, beschreiben das Spielgeschehen zu ungenau“, so Witteck. Damit Blinde die Reaktionen sehender Fans im Stadion verstehen, beschreibe er auch Geschehnisse außerhalb des Spielfeldes, betont der 58-Jährige, der sich das Kommentieren selbst beigebracht hat.

Doch alles kann der Hobbykommentator seinen blinden Zuhörern nicht vermitteln. So ist für Petra Töns die Geschwindigkeit eines sprintenden Spielers unvorstellbar. „Vielleicht müsste ich mal mitlaufen“, meint sie. Mitte Februar wird sie sich anschließend die Daumen platt drücken. Denn nach der telefonischen Bestellung der WM-Tickets bleibt ihr – wie allen anderen Fußballfans – nur das Hoffen auf ihr Los-Glück.

Kontakt: Maximilian.Meyer@gmx.net

*Maximilian Meyer arbeitet als freier Journalist in Köln.

AUS DEN DIÖZESEN UND DEN GREMIEN DER ARBEITSSTELLE

Eine Schwäche für die Schwachen

Franz-Josef Bode*



(Foto: Bistum Osnabrück)

Die folgende Predigt wurde bei einer Eucharistiefeier anlässlich der Fachtagung Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung 2006 zum Thema „Behindertenpastoral praktisch: Lobbying für Benachteiligte als Ermöglichung von Teilhabe und als Chance zur Neuevangelisation“ am 30. März 2006 im Ludwig-Windthorst-Haus in Lingen gehalten.

Lesung: Jak 2,2–5

Evangelium: Mt 15,29–31

„Er stieg auf einen Berg und er setzte sich.“ An zwei Stellen des Matthäusevangeliums wird fast die gleiche Szenerie aufgebaut für zwei offensichtlich bedeutungsvolle Vorgänge. Nicht umsonst heißt es beide Male sehr gewichtig: „Er stieg auf einen Berg und er setzte sich.“ Zwei Höhepunkte des Matthäusevangeliums: in Kapitel 5 die so genannte Bergpredigt, feierlich eingeleitet mit den Seligpreisungen, und in Kapitel 15 – wahrscheinlich an demselben Ort – die Heilung der verschiedenen Kranken und der Menschen mit Gebrechen. In Kapitel 5 heißt es: „Die Jünger traten zu ihm.“ Jesus als der neue Moses inmitten seines Gefolges verkündet vom Berg her ein neues Lebensprogramm, das weit über die Gebote vom Sinai hinausgeht: „Selig, die arm sind vor Gott, selig, die..., selig, die... Den Alten ist gesagt worden... ; ich aber sage euch... Wer diese Worte hört und danach handelt, hat sein Haus auf Fels gebaut...“ Bedeutender kann sein Lebensprogramm, das „Alphabet“ des neuen Lebens und der neuen Gerechtigkeit kaum verkündet werden. Unzweideutig stellt dieser „neue Moses“ sich auf die Seite der Armen und gegen jede Form von Gewalt.

Die Szene im heutigen Evangelium ist ganz parallel aufgebaut. Jesus ist nicht mehr nur umringt von seinen

Jüngern, sondern auch von Lahmen, Krüppeln, Blinden, Stummen und vielen anderen Leidenden, die die Leute bringen. Das Lebensprogramm vom Berg soll sich heilvoll und heilsam und so auch heiligend auswirken auf Menschen, mit denen er sich so solidarisiert, denen er sich so zuwendet, dass sie sogar körperlich heil werden. Jesus will damit zeigen, dass er eine Schwäche für die Schwachen hat und dass die Stärke seiner Botschaft und seines Lebens in dieser Schwäche liegt.

Später wird er wieder auf einen Berg gehen – einen kleinen außerhalb der Stadt, nicht mehr am See – und dort seine Arme ausbreiten. Alles Leid der Welt wird er mit durchleiden und schreien: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ (Mk 15,34), und gerade darin alle Leidenden an sich ziehen und sie nicht mehr allein lassen.

„Eine Schwäche für die Schwachen“, das ist ein sehr menschliches, von den vermeintlich Starken und Perfekten her ausgesprochenes Wort. Schwache, Benachteiligte, Behinderte haben ja viel mehr Stärken, als wir uns Stark-Fühlende manchmal glauben.

Vorgestern war eine Gruppe Behinderter aus Bersenbrück bei mir, die ich bald firmen werde. Ich bin immer wieder erstaunt, mit welcher Offenheit und Unmittelbarkeit sie die Dinge, Zeichen und die Zuwendung wahrnehmen durch Betasten, durch Fragen, durch Schauen, durch Staunen: den Ring, die Mitra, den Stab, das Kreuz, den Altar in der Kapelle, das Öl, die Salbe sozusagen, die Gesten des Vaterunsers, die sie mitmachen können – elementare Zeichen und Ausdrücke einer tiefen Offenheit für etwas ganz anderes, wohnen viele in unseren Regelfirmungen weniger vordringen.

Jesus hat keine Scheu, sich auf dem Berg (am Ort besonderer Gottesnähe) sitzend (in besonderer Autorität) mit denen zu umgeben, die in den Augen der Welt zurückgeblieben, benachteiligt, behindert, leistungsschwach, für viele sogar überflüssig und lästig oder gar lebensunwert sind. „Ich preise dich, Vater, dass du deine Geheimnisse den Klugen und Weisen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast“, sagt er an anderer Stelle (vgl. Lk 10,21).

Für ihn ist der Mensch unendlich mehr als seine Leistung, seine Gesundheit, seine körperliche Unversehrtheit. „Ihr seid viel mehr wert als alle Spatzen“, heißt es (vgl. Mt 10,31), denn der Mensch ist und bleibt Gottes Ebenbild. Und außerdem: „Geheilt im christlichen Sinn ist nicht der, der über die durchschnittlich erwartbaren körperlichen Funktionen, geistigen Fähigkeiten oder seelischen Fertigkeiten verfügt, sondern wer die Kraft zur Annahme seines Lebens aufbringt“ in der Kraft des Größeren, in der Kraft Christi. So haben es die Bischöfe in ihrem Brief zur Behindertenpastoral 2003 formuliert.

Nicht umsonst folgt auf die feierlichen Heilungen auf dem Berg die Speisung der 4000, die „Brotvermehrung“, wie wir sagen. Jesus hatte Mitleid mit der Menge, heißt es da. Das ist nicht eine Bemitleidung der anderen, sondern ein echtes Mitleiden, um ihnen wirklich beizustehen. „Ich will sie nicht hungrig wegschicken“ (Mt 15,32) – und es ist ja nicht nur Hunger nach Brot. Dann geschieht das, was an dieser Geschichte so bekannt ist: Das wenige (sieben Brote und ein paar Fische) wird genug für die 4000, und es ist übergenuß für alle – weil sie bereit waren, das wenige, aber damit eben auch alles, was sie hatten, zu bringen und unter seiner Hand viel werden zu lassen.

Das wenige, das gebracht wird, kann viel werden für viele. Sowohl von den Behinderten: Das wenige, das sie bringen, wird viel, wo es entdeckt wird und sie die Möglichkeit bekommen, es auch wirklich einzubringen. Aber auch von denen, die sich um Behinderte bemühen: So vieles mag dabei klein und ohnmächtig erscheinen, und hat doch oft große Wirkung.

Das geschieht vor allem dort, wo Behinderte sich wirklich einbringen dürfen durch mehr Beteiligung und Teilhabe. Den Zusammenhang von Teilhabe und Evan-

gelisierung haben Sie sogar im Motto über diesen Tag geschrieben. Nach Papst Paul VI. sind die Dimensionen der Evangelisierung das Lebenszeugnis, das ausdrückliche Wort, die Zustimmung des Herzens, die konkrete Gemeinschaft, das wirksame Zeichen und der Neuaufbruch. Das gilt zunächst für unsere Gemeinden: Hilfreich für alle – besonders für unsere Benachteiligten und Behinderten – ist eben mehr Leben als Lehre, mehr Wort als nur Wörter und Reden, mehr Herz als Verstand, mehr gemeinsam als einsam, mehr Zeichen als nur Buchstaben und mehr Aufbruch als nur stetiges Selbstumkreisen.

Aber auch gerade von den Behinderten selbst geht solche evangelisierende Wirkung aus durch die Unmittelbarkeit ihres Daseins und ihrer Lebensäußerungen, durch ihre „Wortlosigkeit“, die sie manchmal ja haben, und ihre eigene Sprache, durch die Fühlsamkeit ihres Herzens, durch die Sehnsucht nach Nähe und Gemeinschaft sehr konkreter Art, durch das Zeichen, das sie selbst setzen mit ihrem „Ich bin eben so, wie ich bin“, und durch die Herausforderung, die von ihnen für uns alle ausgeht. Auch da will ich noch einmal die Bischöfe zitieren: „Die Begegnung mit behinderten Menschen und ihren Angehörigen kann für Christen zu einem Zeugnis werden, in dem sie die Lebenszuversicht und den Lebenswillen von Benachteiligten in der Gesellschaft erfahren. Christen können in ihnen den Mut und die Lebenskraft jener Geheilten erkennen, deren Vertrauen in den Gott Jesu Christi für sie selbst neue Lebensperspektiven aufzeigte und den staunend Umherstehenden die Augen öffnete.“

Und deshalb ist die Botschaft der Lesung aus dem Jakobusbrief, dem schnell Werkgerechtigkeit vorgeworfen wird, so wichtig: Ein Glauben ohne Werke taugt nichts.



Bernhard Sackarendt, Andreas Gesing und Michael Knüpper (v.l.) im Gespräch bei der Fachtagung.

(Foto: Straub)

Aber hier erweist der Jakobusbrief seine ganze Wahrheit: Gottesleidenschaft ist nicht ohne Mitleidenschaft mit den Menschen oder besser Leidenschaft für den Menschen zu haben. Wir pflegen keine Mystik der geschlossenen Augen, sondern der offenen Augen. „Wenn in eure Versammlung ein Behinderter kommt“, so könnte man ja auch übersetzen, „und ihr ihm sagt: Du kannst dort in der Ecke stehen oder setz dich zu meinen Füßen; für dich ist hier nicht Platz genug!, suchen wir dann nicht untereinander nach Unterschieden und verurteilen aufgrund verwerflicher Überlegung? Hat Gott nicht gerade diese Menschen auserwählt und sie durch den Glauben reich und heil gemacht?“

Ich bin sicher, dass Sie viele sehr konkrete Überlegungen und Projekte in diesen Tagen entwickelt haben für Gemeinden, Schulen und Einrichtungen, um sie zu sensibilisieren und herauszufordern, Benachteiligte und Behinderte unbehinderter teilhaben zu lassen an ihrem Leben. Den Segen dessen, der auf dem Berge die menschlich gesehen Schwachen als seinen „Hofstaat“ um sich versammelt, haben Sie.

Und seit der Enzyklika Benedikts XVI. „Deus caritas est“ auch den Segen unseres Papstes. Denn selten ist die innere Einheit von Gottesliebe und Zuwendung zum Menschen so deutlich ausgedrückt worden wie in diesem Schreiben. Ich zitiere: „Wenn die Berührung mit Gott in meinem Leben ganz fehlt, dann kann ich im anderen immer nur den anderen sehen und kann das göttliche Bild in ihm nicht erkennen. Wenn ich aber die Zuwendung zum Nächsten aus meinem Leben ganz weglasse und nur „fromm“ sein möchte, nur meine ‚religiösen Pflichten tun‘, dann verdorrt auch die Gottesbeziehung. Dann ist sie nur

noch ‚korrekt‘, aber ohne Liebe. Nur meine Bereitschaft, auf den Nächsten zuzugehen, ihm Liebe zu erweisen, macht mich auch fühsam Gott gegenüber. Nur der Dienst am Nächsten öffnet mir die Augen dafür, was Gott für mich tut und wie er mich liebt“ (DC 18). Und etwas später: „Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen... Der Christ weiß, wann es Zeit ist, von Gott zu reden, und wann es recht ist, von ihm zu schweigen und einfach die Liebe reden zu lassen. Er weiß, dass Gott Liebe ist und gerade dann gegenwärtig wird, wenn nichts als Liebe getan wird. Er weiß, dass die Verächtlichmachung der Liebe eine Verächtlichmachung Gottes und des Menschen ist – der Versuch, ohne Gott auszukommen. Daher besteht die beste Verteidigung Gottes und des Menschen eben in der Liebe. Aufgabe der karitativen Organisationen der Kirche ist es, dieses Bewusstsein in ihren Vertretern zu kräftigen, so dass sie durch ihr Tun wie durch ihr Reden, ihr Schweigen, ihr Beispiel glaubwürdige Zeugen Christi werden“ (DC 31c).

Ich danke Ihnen für Ihren hohen Einsatz, glaubwürdige Zeugen des Lebens und des Glaubens zu sein, für Ihren herausfordernden Einsatz für eine lebensbejahende Pastoral. Gott segne Sie weiterhin in Ihrem Tun, in Ihrem Handeln, in Ihrer Zuwendung zu den Menschen. Amen.

Kontakt: bischofshaus@bistum-osnabrueck.de

**Dr. Franz-Josef Bode ist Bischof von Osnabrück und Vorsitzender der Jugendkommission der Deutschen Bischofskonferenz.*

Der Mensch kann nicht auf die Summe seiner genetischen Merkmale reduziert werden

Robert Antretter*

Am 17. Februar 2006 endete mit einem Festakt im Katholisch-Sozialen Institut Bad Honnef die in Trägerschaft der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführte dreijährige „Zusatzqualifikation pastoraler Dienste in der Seelsorge mit Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung“. Zu diesem Anlass konnte der Vorsitzende der Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V., Herr Robert Antretter MdB a.D., gewonnen werden, den Festvortrag zu halten.

Gerne bin ich der Einladung von Frau Dr. Bell-D'Avis nachgekommen, den Vortrag zum Abschluss der Zusatzqualifikation pastoraler Dienste in der Seelsorge für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung zu halten, weil ich gut und wichtig finde, dass es diese Zusatzqualifikation durch Sie gibt; aber auch, weil ich dankbar dafür bin, dass es offenbar doch eine zunehmende Zahl von Menschen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Fachrichtungen in der Behindertenarbeit gibt, die diese Zusatzqualifikation erwerben wollen.

Ich halte Ihre Arbeit für wichtig, weil sie sich eines ganz wesentlichen Teils der Bedürfnisse annehmen, die gerade Menschen mit geistiger Behinderung aufweisen.

Sie, die vierzehn Teilnehmer und Teilnehmerinnen der ZQ, werden künftig in einem Erzbistum oder Bistum die Verantwortung für die Pastoral mit Menschen mit geistiger Behinderung tragen. Ich freue mich darauf und bin mir sicher, dass Sie damit auch wichtige Brückenköpfe für den Dialog mit Einrichtungen der Lebenshilfe sein werden, die in der einen oder anderen Weise die Idee des Brückenmodells verehren und nebenamtlich in der Seelsorge Tätigen weiter tragen werden.

Dieses Brückenmodell haben wir ja miteinander auf den Weg gebracht in dem Bewusstsein, wie groß das Bedürfnis geistig behinderter Menschen auch nach Teilhabe am kirchlichen Leben, an kirchlicher Gemeinschaft ist.

Wir müssen die Menschen im Alltag beraten und unterstützen auf dem Weg zur Teilhabe.

Dazu gehört vor allem, Brücken zu bauen in die Gesellschaft, in die Gemeinde und natürlich auch in die Kirche hinein. Sie werden diejenigen sein, die einen wichtigen Beitrag dazu leisten. Wenn eine Gesellschaft, in der die vielen verschiedenen Menschen ohne Angst und Vorurteile gleichberechtigt zusammen leben, noch ein schöner Traum ist, dann sind die Kirchen gewiss ein wichtiger Partner, der mithelfen kann, diesen Traum, für den zu kämpfen es sich lohnt, mit zu erfüllen. Und Sie werden einen wichtigen Beitrag dazu leisten.

Lassen Sie mich ein paar Sätze zum Hintergrund sagen, vor dem ich mich dem mir gestellten Thema anzunähern versuche:

Wer immer wieder mit behinderten Menschen zusammenkommt, in Schulen, in den Werkstätten für Menschen mit Behinderung, in Wohnheimen, der ist fasziniert von den kreativen Leistungen gerade geistig behinderter Menschen auf den Gebieten der Malerei, des Theaters und des Tanzes und fast beschämt, aber auch erfreut, sieht er, mit welcher Offenheit, Herzlichkeit und welchem Vertrauen uns Menschen mit einer geistigen Behinderung begegnen. Können wir, die wir durch Intellekt, Diplomatie, durch taktisches Kalkül und Berechnung verdorben sind, nicht viel gerade von jenen Menschen lernen, die intellektuell beeinträchtigt, die einfühlend sind? Diese eigenen Werte gilt es zu entdecken, genauso wie die Tatsache, dass diese Werte für die Gesellschaft etwas wert sind: Geduld, Entschleunigung, Offenheit, Ehrlichkeit. Wer lügen möchte, muss ein Stück weit auch intelligent sein. Wer also nicht intelligent ist, wird auch nicht so leicht lügen.

Noch etwas haben wir gelernt: Behinderte Menschen möchten ihr Leben immer mehr auch selbst in die Hand nehmen. Für sie bedeutet Teilhabe mitmachen, mitgestalten und mitbestimmen beim Zusammenleben aller Bürgerinnen und Bürger – auch wenn ein Mensch mit Behinderung sehr viel Hilfe braucht. Jede und jeder hat das Recht, „mittendrin“ in der Gesellschaft zu leben. Auch eine schwere Behinderung ist kein Grund, davon ausgeschlossen zu werden.

Der Traum, von dem ich sprach, heißt also: Es gibt keine Hindernisse („Barrieren“), auch nicht in den Köpfen. Alle Menschen sind aufgeschlossen. Man kann überall hinkommen, und es gibt Hilfen, alles zu verstehen. Wer Hilfe benötigt, bekommt Sie dort, wo alle anderen auch sind: im Kindergarten, in der Schule, bei der Arbeit, in der Wohnung, in der eigenen Familie – und natürlich und ganz besonders auch in der Kirche.

Um der betroffenen Menschen selbst willen müssen wir Teilhabe auf allen Feldern des täglichen Lebens ermöglichen. Aber auch weil der menschenwürdige

Umgang mit kranken und behinderten Menschen der Ernstfall ist, an dem sich der zivilisatorische Reifegrad einer Gesellschaft zeigt. Und nicht zuletzt, weil der Mensch sich nach deutschem Verfassungsverständnis durch eine Würde auszeichnet, die ihm von Anfang an inne wohnt und die ihn nach christlicher Auffassung von Gott verliehen worden ist. Die Menschenwürde ist untrennbar mit dem Menschsein verknüpft; sie gehört zu

seiner Existenz in dieser Welt, unabhängig von seiner körperlichen, geistigen und seelischen Entwicklung oder Beeinträchtigung. Es entspricht diesem Bild vom Menschen, dass er nicht auf die Summe seiner genetischen Merkmale reduziert werden kann, die es im Wege des technischen Fortschritts zu optimieren gälte. Unser Menschenbild ist geprägt von dem Respekt vor allen geistigen, seelischen und körperlichen Unzulänglichkeiten des menschlichen Lebens, das ein Aufblühen und das Absterben, das Leid und das Leiden mit einschließt.

Deshalb bleibt zumal uns Katholiken die Auseinandersetzung mit der Frage nicht erspart, ob wir den Weg, ohne Schaden zu nehmen, endlos fortsetzen dürfen, den Weg ewiger Jugend, fortwährender Gesundheit und dauernder Schönheit? Und den Weg zu einem Leben, das den Schmerz nicht kennt?

Seit Jahren beschäftigt uns im Rahmen der Bioethikdebatte die Frage, welche Entwicklung die moderne Medizin nehmen soll und nehmen darf. Die Möglichkeiten, aber auch die Gefahren neuer gentechnischer Verfahren nötigen dazu, die ethischen Grenzen der modernen Biotechnologie zu bestimmen. In Frage steht



(Foto: Privat)

damit auch das Menschenbild in Forschung und Praxis. Dieses Menschenbild der biomedizinischen Moderne hat meines Erachtens zwei Gesichter: Einerseits verspricht man uns die Heilung zahlreicher Krankheiten. Andererseits liegt in der modernen Sicht auf Krankheit und Behinderung die Gefahr, die Achtung gerade gegenüber Menschen mit Behinderung zu untergraben und ihre Stellung in der Gesellschaft zu schwächen. Denn es geht heute nicht allein um neue Therapieaussichten. Es geht vielmehr um die Bewertung des menschlichen Lebens mit Krankheit oder Behinderung, um damit eingriffssensitive und auch risikoreiche Verfahren zu rechtfertigen. Dieser Zusammenhang mündet für die moderne Medizin in der Formel: Besser die Behinderung mit all ihrem „Leid“ beenden, als „so“ zu leben bzw. „so“ weiterzuleben.

Damit wird eine zentrale Botschaft der Biomedizin deutlich: Im Vordergrund steht fast immer die so genannte Beendigung von Leiden, sei es bei Behandlungsabbruch oder Sterbehilfe, sei es durch Pränatal- und Präimplantations-Diagnostik, die späteres angebliches Leid vermeiden sollen.

Verbunden mit den Mitteln der Gentechnik hat die moderne Medizin heute die Fähigkeit zu einer Löse der Erbanlagen. Daraus entwickelt sie Prognosen über den „zukünftigen“ Menschen, über seine genetische, körperliche und geistige Verfassung. Und diese Erkenntnisse und ihre vermeintliche Sicherheit haben weit reichende Folgen für unser Zusammenleben.

Es geht mir nicht darum, die moderne Medizin zu verteufeln. Ich will unterscheiden und berücksichtigen, wie die Biomedizin diskutiert und eingesetzt wird. Und ich will fragen, wie die Genmedizin mit dem Menschen und vor allem – wie sie mit Menschen mit Behinderungen umgeht.

Durch die Ethikdebatte und durch den zunehmenden Einsatz moderner Verfahren sehen sich viele Menschen mit Behinderung unter Druck gesetzt, sie fühlen sich zuweilen in ihrer Würde, in ihrer Existenz in Frage gestellt. Und sie fühlen sich aus der Bioethikdebatte heraus diskriminiert. Ich meine damit sowohl diskriminierende Tendenzen in der Wahrnehmung von und mit dem Umgang mit behinderten Menschen als auch ein gesellschaftliches Klima, in dem Solidarität und Anerkennung unterzugehen drohen. Und ich meine damit die Werturteile über die nicht geborenen Menschen, über die einzig mit Blick auf Behinderung existentiell entschieden wird.

Diese Gefühle und Erfahrungen stützen sich in erster Linie darauf, dass der Begriff „Leid“ in der Bioethikdebatte eine besondere Funktion erhalten hat. Der Hinweis auf angebliche Leidvermeidung und ein undifferenzierter Behindertenbegriff fungieren als eine Art „Argumentationsmotor“. Kein geringerer als James Watson hat dies deutlich zum Ausdruck gebracht als er vor wenigen Jahren davon sprach, die modernen Einsichten der

Genetik müsse man „unnötigem Leid“ entgegensetzen, wobei er für den Falle einer gendiagnostisch festgestellten Behinderung ausdrücklich hervorhob, dass niemand gezwungen werden könne – ich zitiere Watson –, „ein Kind zu lieben und zu unterstützen, dessen Leben niemals Anlass zu Hoffnung auf Erfolge gegeben hätte.“ Der dies sagte, James Watson, ist einer der beiden Forscher, denen es vor fünfzig Jahren gelang, die Struktur der Erbinformationen zu entschlüsseln. Mit diesen Erkenntnissen glaubte man, das Rätselwerk des Lebens gelöst zu haben. Hoffnungen auf die Beseitigung von Krankheit und Leid sowie auf den Mythos menschlicher Vollkommenheit wurden damit auf den Weg gebracht. Insbesondere die modernen Diagnosemethoden im Rahmen der Pränatal- und Präimplantations-Diagnostik, die beide einen medizinischen „Check“ im embryonalen Stadium ermöglichen, fördern eine Anspruchshaltung im Sinne einer „Garantie“ auf ein gesundes Kind.

Auch die aktuellen Auseinandersetzungen über rechtliche Grenzen zulässiger Sterbehilfe nehmen innerhalb der Ethikdebatte zu. Bezugspunkte dieser Diskussion sind zumeist Bilder des Sterbens auf Intensivstationen, sind Vorstellungen von Geräten, die das Leben bzw. das Sterben verlängern. Und es geht um die Angst vor der anonymen Apparatedizin, die das „Leid“ verlängert. Diese Fragen sind nicht zuletzt durch die Niederlande und Belgien verabschiedeten Gesetzen zur aktiven Sterbehilfe wieder aktuell. Und der Bundesgerichtshof hat erst wieder im Sommer erklärt, die strafrechtlichen Grenzen einer zulässigen „Hilfe zum Sterben“ seien noch nicht hinreichend geklärt.

Für meine Organisation, die Lebenshilfe, ist klar, dass an dem absoluten Verbot aktiver Sterbehilfe nicht gerüttelt werden darf. Auch warnen wir davor, anlässlich aktueller Erörterungen über so genannte Patientenverfügungen eine versteckte Debatte über eine „liberalisierte“ Sterbehilfe und damit eine neue Lebenswertdiskussion einzuführen. Ansonsten würde die Gesellschaft für Bestrebungen gegen vermeintlich „lebensunwertes“ menschliches Leben geöffnet. Die Folge wäre die Abwertung von Krankheits- und Behinderungszuständen, insbesondere wenn sie mit eingeschränkter Kommunikationsfähigkeit einhergehen. Und es liegt nahe, zu schlussfolgern, dass ein so eröffneter Prozess gerade Menschen mit schwerer geistiger Behinderung abwertet, also Menschen, die sich häufig nicht selbst ausdrücken, keine Entscheidungen fällen und nicht selbst für sich sorgen können.

Wer die vorher genannten Tendenzen einigermaßen genau verfolgt, kann sich vorstellen, was Papst Benedikt XVI. möglicherweise gemeint hat, als er noch in seiner Zeit als Kurienkardinal schrieb: „Die angeblich bessere Welt von morgen ist eine Fata Morgana, die dem heute seine

Kraft und Würde nimmt, dem Morgen dabei aber nicht dient.“ Und er zitierte in dem Zusammenhang Hölderlin, der diese Art von Fortschrittsoptimismus, ja Fortschritts-euphorie so kennzeichnete: „Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, dass ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.“

Durch den Fortschritt der so genannten Lebenswissenschaften stoßen wir in immer mehr Felder vor, auf denen wir mit immer größer werdenden ethischen Herausforderungen konfrontiert werden. Während unser technologisches Verfügungswissen auch durch weltweiten Wettbewerb geradezu explosionsartig anwächst, entwickelt sich unser ethisches Orientierungswissen nur rudimentär und hinkt hoffnungslos dem hinterher, was Forschungseinrichtungen und die Pharmaindustrie an Heilungsversprechungen propagieren. Hinzu kommt, dass durch die Globalisierung, durch einen weltweiten Kostenwettbewerb, immer mehr Bereiche der Gesellschaft nach ökonomischen Imperativen gesteuert werden: Wer sich nicht mehr auf dem Markt behaupten kann, wird aus-

gesondert oder an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Was zählt, sind ökonomische Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit. Solidarität, das Eintreten für die Schwachen und ein konsequenter Schutz menschlichen Lebens werden im ökonomischen Mainstream vielleicht noch als Worthülsen und gelegentlich als schönes und willkommenes Verpackungsmaterial für Sonntagsreden gebraucht, insgeheim aber als verbrauchte Ladenhüter so genannter sozialer „Gutmenschen“ belächelt.

Ich fürchte, meine Damen und Herren, eine Gesellschaft, die als einzige Werte nur noch ökonomische Effizienz und Rentabilität kennt, verliert ihre ethische Fundierung, zerfasert in Orientierungslosigkeit und begibt sich der Fähigkeit, eine Sinnhaftigkeit des Lebens auch außerhalb des Erfolges am Markt zu definieren.

Ich wollte im Rahmen meines Festvortrages versuchen darzulegen, dass die Zeiten für diejenigen rauer werden, die sich konsequent für den Lebensschutz und das

Fundamentalgebot der Menschenwürde einsetzen. Wer nicht dem „Zeitgeist“ folgt, der wird als Technikverweigerer und Fortschrittsverhinderer angeprangert. Wir brauchen aber keinen Fortschritt, der sich nur am technisch Möglichen und ökonomisch Verwertbaren orientiert. Eine Bio- und Gentechnologie, die in ihrer Konsequenz die Optimierung des „Starken“ und die Eliminierung des „Schwachen“ in Kauf nimmt, höhlt die Grundlagen unserer freiheitlichen Verfassung mit ihrem obersten Wert der Menschenwürde aus.

Mehr denn je kommt es deshalb darauf an, wachsam zu sein gegen die schleichenden Tabubrüche, standfest zu sein gegenüber den Verheißungen einer hybriden Forschungsausrichtung und Demut zu bewahren gegenüber der Schöpfung und den Geheimnissen des Lebens mit seiner Schicksalsgebundenheit, die uns letztendlich verborgen bleiben müssen.

Nun danke ich allen, den Lehrern und den Lernenden dafür, dass sie sich auf dieses wichtige Stück Weges für mehr Lebensqualität der Menschen mit geistiger Behinderung begeben haben. Ich gratuliere den Absolventen zum Abschluss ihrer drei-

jährigen Zusatzqualifikation und finde keine schöneren Worte als die, die die Leiterin der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der dt. Bischofskonferenz, Frau Dr. Simone Bell-D’Avis, in ihrem Schreiben vom Dezember 2005, Karl-Rahner zitierend, an Sie gerichtet hat: „Brich auf mein Herz und wandere. Es leuchtet der Stern. Viel kannst du nicht mitnehmen auf den Weg, und viel geht dir unterwegs verloren. Lass es fahren. Gold der Liebe, Weihrauch der Sehnsucht, Myrrhe der Schmerzen hast du ja bei dir. Er wird sie annehmen.“

Kontakt: bundesvereinigung@lebenshilfe.de

*Robert Antretter MdB a.D., ist Vorsitzender der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V.



(Foto: DJK/Wilfried Higgemans)

„... wo dein Schatz ist, ist auch dein Herz.“ Nachruf auf Pfarrer Helmut Geiger

Mathias Mader*

Wer nach der Behindertenpastoral in der ehemaligen DDR fragt, kommt an Pfarrer Helmut Geiger nicht vorbei. 1925 in Schwäbisch Gmünd geboren, zog es ihn bereits kurz nach der Priesterweihe Anfang der 50er Jahre in die ostdeutsche Diaspora. Als Mitbegründer des Oratoriums Pirna-Dresden wurde er überregional bekannt als eine Priesterpersönlichkeit, die in vielen Bereichen der Seelsorge neue Wege erkundete und andere dafür sensibilisieren konnte: Katechese und Meditation mit Kindern und Jugendlichen, Begleitung von Alleinerziehenden und Silberpaaren und schließlich die Seelsorge mit körper- und geistig behinderten sowie psychisch kranken Menschen. Er war wohl der erste und lange Zeit einzige Hauptamtliche, der im ostdeutschen Raum in der Behindertenseelsorge wirkte und diesen Bereich überhaupt erst aufbaute. Sein jahrzehntelanges Wirken wurde 1999 mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. Unzählige Freizeiten, Gruppentreffen und die vielfache Einzelbegleitung Behinderter und ihrer Familien haben sein Wirken in den vergangenen 30 Jahren geprägt. Den herzlichen Dank seiner großen „Gemeinde“ konnte er bei den verschiedenen Stationen seiner Verabschiedung, zum Goldenen Priesterjubiläum 2001 und schließlich – schon sehr von seinem jahrelangen Leiden gezeichnet – im Mai des vergangenen Jahres zu seinem 80. Geburtstag verkosten. In Gemeinschaft mit dem Bischof und einer bunten, fast unüberschaubaren Festgemeinschaft wurde noch einmal eindrücklich erlebbar, welch großen Schatz an Lebensfreude, Trost und Verbundenheit Pfarrer Geiger in diesen Jahren gefunden, gelebt und mit anderen geteilt hat.

Als sein Nachfolger in der Psychiatrieseelsorge bin ich seinen Spuren in unserem St.-Marien-Krankenhaus oft begegnet. Häufig war es ein Wort, eine liebevolle Geste und sein verstehender Blick, die den PatientInnen ins Herz gefallen sind und die sie mir nach Jahren bei einer späteren Wiederaufnahme in die Klinik spontan berichtet haben. „Sie waren uns in den vielen Jahren Priester, Vater, Bruder oder Freund, denn wir fühlten uns so angenommen, wie wir sind“, beschreibt eine körperbehinderte Frau in ihrer Laudatio das Charisma von Pfarrer Geiger. Er selbst hat – im wahrsten Sinne des Wortes – nicht viel „Aufhebens“ um sein seelsorgliches Wirken in Wort und Tat gemacht. Außer einigen viel gelesenen Büchern zur

Kinderkatechese gibt es kaum Aufzeichnungen aus seiner Hand. So bleibt als eine Art Vermächtnis vor allem sein geistliches Wort in den unzähligen Rundbriefen, die er zusammen mit dem Sozialarbeiter Jürgen Sommer (für die Körperbehinderten) bzw. Frau Kotulla und Frau Malten (für die Geistigbehinderten) herausgab – ein wichtiges Kontaktmedium in der offenen Behindertenarbeit des Bistums. In einer einfachen und klaren Sprache machte



(Foto: Privat)

Pfarrer Geiger allen Mut, „sein noch so kleines Licht nicht unter den Scheffel zu stellen und mit einem gesunden Maß an Gottvertrauen und Selbstvertrauen als Kinder Gottes das Leben mit seinen Höhen und Tiefen anzunehmen“ (ebenfalls aus der Laudatio).

Gestorben ist Helmut Geiger am Heiligabend 2005. Er verbrachte die letzten Jahre mit seinen beiden Mitbrüdern im Bischof-Benno-Haus in Schmochwitz/Oberlausitz, dem Bildungshaus des Bistums. Sein Grab ist auf dem Nikolaifriedhof in Bautzen in einer alten Kirchrueine; wer dort Abschied von ihm nimmt, schaut auf einen einzelnen Strebebogen, der das ehemalige Kirchenschiff überspannt und den Blick wie von selbst in die Weite des Himmels gleiten lässt. Möge Pfarrer Geiger nun das liebende Antlitz und die herzliche Güte dessen schauen, den er auf Erden so vielen Menschen nahe gebracht hat.

Kontakt: Matthias.Mader@stmarienkh-dd.de

*Matthias Mader ist Seelsorger im St.-Marien-Krankenhaus in Dresden.

Bei der Begegnung auf Augenhöhe die Befangenheit verlieren

Jochen Straub*

Seit fünf Jahren finden im Bistum Limburg partnerschaftliche Exerzitien für Menschen mit geistiger Behinderung statt.

Die Partnersuche ist der spannendste Moment an diesem Vormittag im Wilhelm-Kempff-Haus. An die Teilnehmer der Exerzitien sind 18 Buntstifte ausgegeben worden, jeweils zwei haben die dieselbe Farbe. Stimmengewirr erfüllt den Raum, und überall werden Stifte verglichen. Blau und blau haben schon zueinander gefunden. „Blau wie der Himmel“ strahlt die Teilnehmerin Gabi ihre Partnerin Daniela an. Gabi kommt zusammen mit acht weiteren Bewohnern aus dem St.-Vincenz-Stift Aulhausen, einer Einrichtung der Behindertenhilfe im Bistum Limburg. Daniela ist eine der neun künftigen Heilpädagogen, zu deren berufsbegleitender Ausbildung an der Limburger Marienschule die partnerschaftlichen Tage gehören. „Ins Leben geschrieben“ heißt die Veranstaltung, die sich ganz bewusst an Menschen mit und ohne Behinderung richtet.

Zwei wesentliche Anliegen verbinden die Initiatoren mit ihrem Projekt. „Wir wollen mehr Selbstverständlichkeit im Umgang miteinander erreichen, und da gibt es nur einen Weg: den direkten Kontakt“, darin ist sich Claudia Kobold mit ihren Mitstreitern einig. Nur in der Begegnung auf Augenhöhe könne man die Befangenheit verlieren und den anderen als Mitmensch, entdecken, „der ein Schicksal hat wie ich.“ Ebenso wichtig aber ist allen Beteiligten der religiöse Aspekt der Tage. „Behinderte Menschen haben ein Recht auf Spiritualität und ein Bedürfnis nach Religion, das oft nicht befriedigt wird“, bedauert Diakon Dr. Christoph Beuers. Religion könne man sich auch mit Herz und Hand aneignen und nicht nur mit dem Kopf, betont er.

Aber auch die Studierenden sollen während dieser Exerzitien religiöse Erfahrungen machen. Zumeist lernen sie hier Kirche und Religion von einer ganz ungewohnten Seite kennen. Religion ist hier nicht nur auf die Segnung beschränkt. Die besondere Stimmung durchzieht den ganzen Tag. „Es geht um das Gefühl von Angenommen-Sein, das sich während der gemeinsamen Zeit entwickelt“, erklärt Dr. Beuers.

Die Atmosphäre vor Beginn der Veranstaltung ist zunächst eher von Befangenheit und Unsicherheit geprägt. Draußen vor dem Tagungsraum bleiben die künftigen Heilpädagogen unter sich. Viele von ihnen üben bereits einen sozialen Beruf aus, haben aber noch nie mit geistig Behinderten zu tun gehabt. „Kontaktängste abbauen“ will

deswegen auch Kristina. Die Erzieherin erwartet sich von den Exerzitien einen Einblick in eine für sie bislang fremde Welt. Im großen Stuhlkreis beäugen sich alle Teilnehmer neugierig. Dann wird gesungen. Das Lied ist Programm und wird so oft angestimmt, bis alle mitsingen: „Wir wollen aufstehen, aufeinander zugehen, voneinander lernen, miteinander umzugehen – und uns nicht entfernen, wenn wir etwas nicht verstehen.“ Gelächter beim großen Händeschütteln. Dann setzen sich die Paare zueinander.

Dann sind die Bewohner des St.-Vincenz-Stifts klar im Vorteil. Auf die musikalischen Kommandos „Ich streichle deine Hand“ oder „Ich fasse an dein linkes Ohr“ reagieren sie unbefangen und nehmen Körperkontakt auf. Geradezu andächtig neigt Tobias den Kopf, lässt sich von Erzieherin Julia übers Haar streicheln. Dann rücken die Zweiergruppen enger zusammen, flüstern sich etwas ins Ohr: „Was isst du gerne? Was ist dein Lieblingsgetränk?“ Gabi trinkt am liebsten Bier, erzählt sie. „Hefeweizen“, fügt sie genießerisch hinzu, und kündigt an, dass sie viel zu erzählen habe. „Dann leg mal los“, antwortet Daniela. „Bei uns beiden stimmt die Chemie“, wird sie später die Partnerschaft kommentieren.

Beim Reden und Sitzen bleibt es nicht lange. Gemeinsam werden große Holzpfähle in der Form von Stiften gestaltet, bemalt und „beschrieben“ mit dem, was wichtig ist für die Teilnehmer. Es geht um Schönes, um Trauriges, um Gott in ihrem Leben. Man konzentriert sich auf das Wesentliche. Während sich die Stifte mit farbkraftigen Symbolen und Zeichnungen füllen, wird die Trauer mit Metallrohren zum Klingen gebracht. Die anfangs ungleichen Partner entdecken im intimen Gespräch viele Gemeinsamkeiten – für manch einen durchaus überraschend. „Eine der wesentlichsten Erfahrungen dieser Exerzitien ist, dass jeder aus der eigenen Welt kommt – aber alle dasselbe fühlen.“

Die große Segnungsfeier in der Kapelle ist der intensive Abschluss der Tage. Die meisten Paare haben eng zueinander gefunden, vielen erscheint die Zeit zu kurz, einige wollen sich wiedersehen. „Man profitiert auch selbst sehr davon, dass man hier keine Fassade aufbauen muss“, sagt Claudia Kobold. Kurz, aber stellvertretend für alle Teilnehmer, fällt das Resümee einer Bewohnerin des St.-Vincenz-Stifts aus: „Es war schön.“

Kontakt: J.Straub@BistumLimburg.de

**Jochen Straub ist Leiter des Referats „Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg“.*

1000 Gründe für ein Leben in Vielfalt

Jochen Straub*

Im Rahmen einer Aktion des Bistums Limburg sollen Gründe für ein Leben in Vielfalt gesammelt und veröffentlicht werden.

„Es gibt kein Recht auf ein gesundes Kind, aber es gibt ein Recht auf Leben, auch für die Nicht-Gesunden!“ Dies sagte der Limburger Bischof Dr. Franz Kamphaus zum Auftakt der „Woche für das Leben“. Bei einer Podiumsdiskussion im Wilhelm-Kempff-Haus in Wiesbaden setzte er sich am 28. April mit Teilnehmern aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen mit grundsätzlichen Fragen der vorgeburtlichen Medizin auseinander.

„Wir müssen lernen, bewusster mit dem erweiterten Handlungs- und Verantwortungsspielraum umzugehen“, forderte dabei Dr. Hille Haker, Professorin für Moraltheologie an der Universität Frankfurt, die eine weitere Verfeinerung der pränatalen Techniken prognostizierte.

Im Rahmen der Veranstaltung wurde zugleich eine Aktion im Bistum Limburg gestartet, die mit Blick auf die existenzielle Bedeutung der Pränataldiagnostik „1000 Gründe für ein Leben in Vielfalt“ erfragt. Weshalb lohnt es sich immer noch, Kinder in die Welt zu setzen? Welche Argumente sprechen für das Leben mit einem behinderten Kind? Kann Behinderung mit Leid und Unglück gleichgesetzt werden? Positive und ermutigende Antworten auf diese und andere Fragen sollen im Laufe der Aktion bis Oktober 2006 auf der Internetseite www.1000gruende.bistumlimburg.de und in der Limburger Kirchenzeitung „Der Sonntag“ veröffentlicht werden.

Der Umgang mit Fremdheit, das Bedürfnis nach Sicherheit, die Bedeutung des sozialen Umfelds und die Rolle des Mitleids gehörten zu den Themen rund um die vorgeburtliche Medizin, die von den Diskussions-Teilnehmern aufgegriffen wurden. Für den Realitätsbezug sorgte Barbara Heun von der Katharina-Kaspar-Stiftung,

die praktische Beispiele aus ihrer Beratungsarbeit vortrug. Wie sie berichtete, spielt bei werdenden Eltern, die möglicherweise ein behindertes Kind erwarten, der Aspekt der Scham eine besondere Rolle. „Paare wollen in die Norm hineinpassen“, so Dr. Hille Haker. Das behinderte Kind falle aus der Norm heraus, werde zum „Makel“. „Dafür kann man sich unendlich schämen.“

Eltern wünschten sich zunehmend ihr Kind als ihr eigenes Ebenbild, sagte Bischof Kamphaus in diesem Zusammenhang. Der Gedanke der Gottesebenbildlichkeit sei im Schwinden. Jedes Kind aber sei „Kind Gottes“ und auf keinen Fall Eigentum der Eltern. Das Umfeld setze auf Perfektion, bestätigte auch der Soziologieprofessor Dr. Tilman Allert, der diese Tendenz als „die Signatur unserer Zeit“ bezeichnete. Auch die durch die Pränataldiagnostik angestrebte Beseitigung der Ungewissheit ist nach seinen Worten charakteristisch für die derzeitige Kultur. Das Leben erfahre aber seine Würde gerade dadurch, dass es ein Leben in Unsicherheit sei.

Einig waren sich die Teilnehmer darin, dass möglichst umfassende Beratung für Paare mit belasteter Schwangerschaft stattfinden müsse. „Wir sollten nicht nur einen Anspruch haben auf die technischen Möglichkeiten, sondern auch auf die Begleitung, die uns darin befähigt, den neuen Verantwortungsspielraum zu nutzen“, sagte Dr. Hille Haker.

Die Aktion „1000 Gründe für ein Leben in Vielfalt“ läuft bis Oktober. Im November 2006 wird sich eine Diözesanversammlung mit dem Ergebnis beschäftigen.

Kontakt: J.Straub@BistumLimburg.de

*Jochen Straub ist Leiter des Referats „Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg“.

1000 Gründe
für ein Leben in Vielfalt

Wenn Kinder nicht der „Norm“ entsprechen!

Besuchen Sie unsere Internetseite und nennen Sie uns Ihre

- Gründe, Kindern das Leben zu schenken
- Gründe für ein Leben mit einem behinderten Kind
- Gründe, Kinder ohne Vorbehalt in ihrer Vielfalt anzunehmen

Machen Sie mit! Sagen Sie uns Ihre Meinung – wir sind gespannt!

1000gruende.bistumlimburg.de
Eine Aktion im Bistum Limburg

AUS KIRCHE UND GESELLSCHAFT

„Mein Körper ist nicht das wichtigste Thema in meinem Leben“

Christoph Beuers*

Eine Gesprächsnotiz mit dem evangelischen Pfarrer Rainer Schmidt.

Pfarrer Rainer Schmidt stellt sich nicht vor als jemand, der ohne Unterarme und mit einem verkürzten rechten Oberschenkel zur Welt kam. Befragt nach einer Kurzbeschreibung zu seiner Person, stellt er fest: „Ich bin ein Freund der narrativen Theologie. Ich brauche Konkretes. Irgendwann stößt unsere dogmatische Sprache an Grenzen, dann brauchen wir Bilder und Erzählungen. Ich liebe Menschen, die erzählen können. Ich selbst erzähle gerne von Gott.“ Mit 26 hatte sich Rainer Schmidt von seiner Verlobten getrennt, um mehr über Gott zu erfahren und Theologie zu studieren.



(Foto: Privat)

Nach einer kurzen Pause des Überlegens ergänzt er, offenbar in Erinnerung an vergangene Interviewerfahrungen: „Auf mich passen viele Schlagwörter. Ich bin Pfarrer, Sportler, Behinderter ... So werde ich mit vielen ergänzenden Attributen versehen: Als Pfarrer bin ich einfühlsam und fromm, als Sportler aggressiv, zielstrebig und sexy, als Behinderter bin ich ein Phänomen. Richtig ist: Ich bin ein lebensfroher und lebensbejahender Mensch. Es macht mir Spaß zu agieren, mich auszuruhen, Tischtennis zu spielen ... Das Leben hat etwas Lustvolles für mich.“

Intensiv ist zu spüren: Rainer Schmidt ist vor allem

ein ehrlicher Mensch. „Ich rede offen über meine Grenzerfahrungen; andere Menschen bringt das in Verlegenheit. Sie empfinden Angst oder auch Scham, über Schwäche und Verletzbarkeit zu reden!“

Dann wird das Gespräch sehr persönlich: „Gibt es mit körperlichen Begrenzungen ein erfülltes Leben?“ „Das gibt es, wenn die mit den körperlichen Einschränkungen verbundenen Grenzerfahrungen verarbeitete Erfahrungen sind. Als Kind wollte ich Klavier spielen! Das war für mich nie möglich. Ich habe keine Finger. Ich konnte das nicht lernen. Als mir bewusst wurde ‚Ich bin ein begrenzter und begabter Mensch‘, fiel es mir leichter, meine Grenzen zu akzeptieren. Ich habe Gaben mitbekommen wie z.B. meinen Humor, den meine Lehrer in der Schule zuweilen fürchteten, oder auch das Tischtennis spielen und vieles andere mehr.“ Nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Schwerer wird es für mich, wenn andere mich auf meine Begrenzungen hinweisen.“

Ein beglücktes Strahlen huscht über sein Gesicht. „Wichtiger als Fußballspielen zu können, war für mich, einen Freund zu haben. Ihm konnte ich vorbehaltlos vertrauen. Er konnte alle Enttäuschung und Kränkung über mein Nicht-Können auffangen! Ich fühlte mich getragen und wertvoll.“ Solche Freundschaften wünsche ich jedem, der sich mit Grenzen auseinander setzen muss. Mein Proprium ist die Leidbewältigung,“ erklärt er, der als Seelsorger schon oft Menschen in Krisensituationen begleitet hat, und verweist auf ein Wort von Karl Barth „Die Gesundheit ist die Kraft, die Krankheit zu tragen.“ Aber der Silber- und Goldmedaillengewinner bleibt sehr bodenständig: „Es gibt keine Garantie, eine leidvolle Situation, zwangsläufig zu bestehen. Ich weiß mich von Gott getragen und in ihm geborgen! Er gibt mir die Kraft. So verstehe ich Gotteskindschaft. Aber ich kann die von Gott geschenkte Kraft auch verlieren. Ich hoffe wie Jesus Christus in der Situation der Ohnmacht und Gottverlassenheit auf ein Auferstehungswort, das hinter all dem Dunkel steht.“

„In der Vergangenheit habe ich unter meinem Körper gelitten und gefragt, warum gerade ich und nicht mein Bruder von der Arm- und Beinbehinderung betrof-

fen wurde. Ich habe oft um Heilung gebetet. Wichtiger aber als das Verhältnis zu meinem Körper ist mir, ob ich in einer Beziehung gut aufgehoben bin. Dann kann ich auch meinen Körper in einem neuen Licht sehen. Ich erinnere mich gut daran, wie nach einer Operation meine Freundin an meinem Bett saß. Sie war einfach da. Sie war keine Medizinerin und konnte mir nicht helfen. Aber ihre Anwesenheit verlieh mir neue Kraft.“

In seinem beeindruckendem Buch „Lieber Arm ab als arm dran“ beschreibt Schmidt seinen Weg zum Weltmeistertitel und zum Sieg bei den Paralympics in Barcelona. Dort gewann er die Goldmedaille. „Ob ich während des Spiels an meine Behinderung gedacht habe? Keine Spur. Ob ich gewünscht habe, mit Armen bei der Olympiade gespielt zu haben? Keine Spur! Ich habe Tischtennis gespielt, nur Tischtennis – sonst nichts. Ich stehe nicht als Behinderter am Tisch, sondern als Athlet!“ Für Schmidt steht fest: „Jeder Mensch hat Grenzen, und jeder hat Möglichkeiten. Es kommt darauf an, wie man damit umgeht und was man daraus macht.“

Seine Schwäche unverblümt aussprechen zum Beispiel in der Beziehung zu einem Sportkameraden, das

ist seine persönliche Antwort auf den Schönheitswahn dieser Gesellschaft. Gleich einem Ritual beginnt der Freund: „Na du Kerl mit kurzen Armen, was hast du denn heute vor?“ Schmidt antwortet: „Na du Zwerg, du kommst ja doch nicht bis hoch zu mir!“ In diesem Ritual sieht Schmidt eine Form der Befreiung.

Er resümiert in seinem Buch – geschrieben um all denen Mut zu machen, die sich ihren Grenzen stellen müssen: „Ich träume von einer Welt, in der sich Menschen an ihren Gaben freuen, ohne es nötig zu haben, sich über den weniger Begabten zu erheben. Welche Gabe haben wir uns schon selbst zu verdanken?“

Kontakt: c.beuers@st-vincenzstift.de

**Diakon Dr. Christoph Beuers ist Seelsorger für Menschen mit geistiger Behinderung im St.-Vincenz-Stift in Aulhausen.*

Vgl. zur Person von Pfr. Rainer Schmidt auch: „Das letzte Wort hat ... Rainer Schmidt“, BuP 06.

(Foto: DRS-Archiv)



„Mir hat diese Arbeit Anerkennung gegeben.“

Herbert Greif*

Ende des Jahres 2005 beendete die Rheinische Blinden Arbeitshilfe in Düren die Produktion von Besen, Bürsten und Matten.

Ein altes Handwerk ist nicht mehr konkurrenzfähig. Seit 1904 produzieren in Düren blinde und sehbehinderte Fachleute Besen, Bürsten, Matten. Die Werkstätten in der Alten Jülicher Straße 64 in Düren-Nord, unweit von den Rheinischen Kliniken Düren, gehören als Einrichtung zum Rheinischen Blindenfürsorgeverein 1886 Düren. Die Produkte wurden früher in ganz Deutschland verkauft. Aus meiner eigenen Jugendzeit ist mir in Erinnerung geblieben, dass in den 50er und 60er Jahren Verkäufer aus der Pfalz im Saarland – dort bin ich geboren und aufgewachsen – von Haus zu Haus gingen. Doch mittlerweile, über 100 Jahre nach den Anfängen, werden diese Bürsten maschinell und im Ausland kostengünstiger hergestellt.

Von der Beendigung der Produktion in Düren sind vier blinde und sehbehinderte Mitarbeiter in der Produktions-

stätte in Düren und sieben Außendienstmitarbeiter betroffen. Frank Biegler arbeitet seit Dezember 1992 in der Rheinischen Blinden Arbeitshilfe (RBA) in Düren und hat unzählige Bürsten und Besen angefertigt: „Manche Materialien waren schwer zu bearbeiten. Davon wurden die Finger wund. Aber die Arbeit mit den Haarbesen, dem Kokos und dem Nylon war angenehm. Die werde ich sehr vermissen“, sagt er. „Mir hat diese Arbeit Lob und Anerkennung gegeben. Ich habe mich stets bemüht, dass man mit mir zufrieden war.“ Frank Biegler hofft nun auf einen freien Arbeitsplatz in einer Behinderten-Werkstatt.

Olaf Klein stammt aus Leipzig und hat dort den Gesellenbrief als Besenmacher und Mattenflechter gemacht. Seit Dezember 1990 arbeitet er in Düren. Im Jahr 2006 wird er eine Umschulung im Berufsbildungswerk für Blinde und Sehbehinderte (BFW Düren) beginnen. Ebenso hofft Stefan Münstermann auf einen Platz im BFW Düren. Wie Frank Biegler wartet auch Christian Scheuer nun auf einen Platz in der Behindertenwerkstatt.

(Fotos: Greif)





1970 wurden in den Werkstätten der Rheinischen Blinden Arbeitshilfe 63 Blinde und Sehbehinderte beschäftigt, darunter 25 mehrfach behinderte Blinde. Lothar Decker ist seit 1988 Leiter der RBA. Er blickt stolz und anerkennend auf die Leistungen der

Werkstatt zurück: „Die Arbeit des Besenmachens und Mattenflechtens gab den Menschen das Gefühl, etwas zu leisten und dafür geschätzt zu werden. Denn zur Würde des Menschen zählt die Anerkennung durch Arbeit.“

Er erzählt gerne von Anfängen: „Erstmals setzten die Dänen 1825 dieses Menschenrecht für behinderte Menschen in die Tat um. Schon lange bevor die ‚Lebenshilfe‘ behinderte Menschen in so genannten beschützenden oder betreuten Werkstätten beschäftigte, arbeiteten Blinde in Produktionsstätten und lebten auch vom Verkauf ihrer Produkte.“ Die Rheinische Blinden Arbeitshilfe war Vorreiter, Vorläufer und Wegbereiter der heutigen Behindertenwerkstätten in Deutschland.

Arbeitsgeräte und Werkstattutensilien aus Düren werden nun in Museen untergebracht. Ein Teil der Gerätschaften kommt ins Otto-Weidt-Museum in Berlin, ins Industriemuseum Oberhausen und ins Museum in Euskirchen-Kuchenheim.



Im Lager in Düren sind jedoch noch einige Besen, Bürsten und Matten vorrätig. Wer Produkte der Blinden Arbeitshilfe kaufen möchte, kann sich an Herrn Lothar Decker wenden. Telefon 02421-41783, Fax 02421-41764.

Kontakt: blindenseelsorge@bistum-aachen.de

**Herbert Greif ist Blindenseelsorger im Bistum Aachen.*



Lebensfreude pur!

Claudia Geist*

Jahr für Jahr reißt der „Tag der Begegnung“ in Xanten zehntausende Menschen mit. Der folgende Text gibt einen Eindruck von den Vorbereitungen und Emotionen, die den Tag der Begegnung begleiten.

Waltraut Brokamp hatte an einer „Reise“ teilgenommen. Es ging rund um die Welt zu den verschiedenen Stationen des Spiel- und Sportfestes des Behinderten-Sportverbandes Nordrhein-Westfalen e.V. (BSNW) im Archäologischen Park Xanten, das jedes Jahr beim Tag der Begegnung errichtet wird. Sie hatte den „schiefen Turm von Pisa“ aus Pappkartons gebaut, mit den Olympischen Ringen geworfen, war in der Schweiz zum Skilaufen und in Australien zum Känguru-Hüpfen. Kurz darauf hüpfte Waltraud noch einmal. Diesmal vor Freude und mit ihr die ganze Wohngruppe der Sonsbecker Wohnanlage „St. Bernardin“, in der Waltraut Brokamp seit 41 Jahren lebt. Ihre Teilnahmekarte war aus vielen hundert anderen Karten der Sportparkbesucher gezogen worden und machte sie zur Gewinnerin einer Athenreise zu den Paralympics.

Szenen wie diese sind beim Tag der Begegnung in Xanten überall zu finden: Menschen, die animiert vom Programm auf der Bühne spontan anfangen zu singen und zu tanzen, Gesichter, die Spannung und Konzentration beim Bogenschießen ausdrücken, und vie-

le lachende Gesichter. Es ist ein Fest der Freude, nicht nur für behinderte Menschen, sondern auch für nicht behinderte Besucher, Betreuer und die Organisatoren, die das Treffen in Xanten im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Tag der Begegnung machen.

(Fotos: BSNW)



Einen Teil des riesigen Programms im Archäologischen Park Xanten gestaltet der BSNW mit seinen Angeboten zu Bewegung, Spiel, Sport und Unterhaltung. Möglichst jeder Besucher soll trotz einer Behinderung oder chronischen Erkrankung auf seine Kosten kommen und an Aktivitäten teilnehmen können, die für ihn praktikabel sind. „Aktiv dabei sein“ ist das Motto und zwar jeder so gut er kann, ohne, dass die Leistung im Vordergrund steht – man probiert aus, was man schon immer einmal versuchen wollte. Die Spielstationen oder den Rollstuhlparcours zum Beispiel. Haben Sie schon einmal versucht, in einem Rollstuhl eine Bordsteinkante zu überwinden? Gar nicht so einfach. Egal, ob es gelingt oder nicht: Danach weiß jeder, der es probiert hat, warum abgesenkte Bürgersteige wichtig sind, und Spaß hat es in der Regel auch gemacht.

Die Teilnahme am Tag der Begegnung, der in diesem Jahr schon zum neunten Mal stattfindet, ist für die Mitarbeiter und Helfer des BSNW eines der Highlights der zahlreichen Veranstaltungen im Jahresverlauf geworden.





Nirgendwo sonst ist die Atmosphäre so friedvoll, das Programm so bunt, das Miteinander so ungezwungen und der Kontakt zu den Menschen so intensiv wie an diesem Tag in Xanten.

Daher steht für den BSNW in diesem Jahr und in der Zukunft fest: Wir sind aktiv dabei, wenn es darum geht, mit unserer Arbeit Verständnis für die Belange behinderter Menschen zu schaffen.

„Feste pflegen sich [in der Erinnerung] lange zu halten, ihre Motive weniger“, soll der Schriftsteller Kurt Tucholsky einmal gesagt haben. Er hatte wohl Unrecht, denn der Landschaftsverband Rheinland kann mit seinem „Tag der Begegnung“ den Gegenbeweis liefern. Sein Motiv, mit diesem Tag der Öffentlichkeit deutlich zu machen, dass Menschen mit Behinderung ein gleichwertiger Teil unserer Gesellschaft sind, hat nach wie vor Bestand, Geltung und bleibt bei allen Teilnehmern nachhaltig haften.

Leider existieren immer noch Grenzen und Gräben zwischen Menschen mit und ohne Behinderung. Wie zum



Beispiel jene, die durch das umstrittene Urteil des Kölner Oberlandesgerichts vor einigen Jahren aufgebaut worden sind. Dies hatte der Beschwerde eines Anwohners Recht gegeben, der sich über die „Laute“ seiner behinderten Nachbarn beschwert hatte, die ihn in seiner Ruhe im Garten gestört hatten.

Doch mittlerweile ist aus dem ursprünglichen Protest gegen das unerfreuliche Urteil ein Fest der Lebensfreude geworden. Eine Veranstaltung, die zeigt, dass das Miteinander und Füreinander von behinderten und nicht behinderten Menschen mit ein wenig Verständnis und Interesse am Nächsten möglich ist.

Menschen sind nun einmal verschieden. Nicht jeder hat einen unversehrten, makellosen Körper oder eine Einstein'sche Begabung. Jeder hat Stärken und Schwächen.

Der Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen (BSNW) möchte die Öffentlichkeit hierfür sensibilisieren, wie im Gedicht „Normal“ aus seiner Wanderausstellung deutlich wird:

Normal

Lisa ist zu groß.

Anna zu klein.

Daniel ist zu dick.

Emil ist zu dünn.

Fritz ist zu verschlossen.

Flora ist zu offen.

Cornelia ist zu schön.

Erwin ist zu hässlich.

Hans ist zu dumm.

Sabine ist zu clever.

Traudel ist zu alt.

Theo ist zu jung.

Jeder ist irgendetwas zu viel.

Jeder ist irgendetwas zu wenig.

Jeder ist irgendwie nicht normal.

*Ist hier jemand,
der ganz normal ist?*

*Nein hier ist niemand,
der ganz normal ist.*

Das ist normal.

Kontakt: ageist@bsnw.de

*Claudia Geist organisiert für den Behindertensportbund Nordrhein-Westfalen den Sportpark beim „Tag der Begegnung“.

Sein Leben ist Botschaft, sein Sterben Auftrag

Nachruf auf Herbert Krah

Horst Strohkendl*

Nach schwerer Krankheit ist am 17. Mai 2006 im Alter von 74 Jahren Herbert Krah verstorben. Er verkörperte mit seinem Leben und Wirken als Mensch mit einer Querschnittslähmung und als Rollstuhlfahrer die Aufgaben des Deutschen Rollstuhl Sportverbandes (DRS) damals und bis heute. Herberts Tod trifft in die aktuell geführte Diskussion über die Neubesinnung des DRS auf seine Wurzeln – den Sport vor allem auch als Mittel einer umfassenden Rehabilitation von Frischbehinderten zu verstehen.

Nur wenige Jahre nach Sir Ludwig Guttman wurde Herbert Krah von dem Geist inspiriert, der weltweit zur Verbreitung des Rollstuhlsports führte. Die stetige Glut in diesem bescheidenen Menschen wurde nur selten nach außen hin sichtbar. Sein Beitrag zum Werden des deutschen Rollstuhlsports und seine herausragende Stellung wurden allen schlagartig bewusst, als er seinen Verzicht auf eine erneute Kandidatur zum 1. Vorsitzenden beim Verbandstag 1993 des DRS ankündigte. Der Baumeister und Gestalter des Verbandes, der sprichwörtlich als Eckstein das filigran gewordene Bauwerk des DRS stützte und aufrecht hielt, beendete 1993 eine insgesamt 19 Jahre währende ehrenamtliche Tätigkeit. Obwohl alle damals sehr die Sorge um den Fortbestand des DRS bekümmern musste, regte sich kein Widerspruch. Ein Mann seiner Reife und Hingabefähigkeit an die Sache hatte seine Gründe, folgte den ehernen Gesetzen des Lebens: dem Werden und Vergehen, dem Altern und Erneuern und, wie wir heute ergänzen können, dem Bestreben, den Fortbestand des Verbandes rechtzeitig zu sichern helfen in der Gewissheit um die Endlichkeit des eigenen irdischen Daseins.

Eine besonders schwierige und nervlich belastende Aufgabe hatte Herbert Krah bei der Lösung der widerstreitenden Auffassungen über die Art und die Ziele des Behindertensports zwischen dem mächtigen DBS und dem nach Anerkennung strebenden kleinen Fachverband der Rollstuhlfahrer zu leisten. Nicht selten drohten Herbert Krah die Forderungen seiner Mitglieder und das wachsende Unverständnis der Verantwortlichen des DBS für das besondere Anliegen der Rollstuhlfahrer zu erdrücken. Herbert Krah war ein Mann des Ausgleichs und der beste Anwalt der Vernunft. Er hat auch bei den größten Enttäuschungen und Rückschlägen niemals die andere Seite verletzt und die Hoffnung auf ein klärendes

Gespräch nie aufgegeben. Gleichzeitig war er von seiner Mission zutiefst überzeugt: die Gründung vieler Vereine in Deutschland zu unterstützen, um ein flächendeckendes Rollstuhlsportangebot für möglichst viele Rollstuhlfahrer zu schaffen.



(Foto: Privat)

verwurzelt, doch überschritt der schwere Unfall im Jahre 1965 und die erlittene Querschnittslähmung für ihn und seine Familie die Grenzen jeglicher menschlicher Vorstellung. Die Begegnung mit dem Rollstuhlsport als therapeutische Maßnahme an der Abteilung für Querschnittsgelähmte am Evangelischen Stift Sankt Martin in Koblenz wurde für ihn, den Nicht-Sportler, zum Schlüsselerlebnis im Rahmen der medizinischen Rehabilitation. Neben den positiven physischen und seelischen Wirkungen von Spiel, Sport und Bewegung lernte Herbert Krah die Solidarität der Sport treibenden Rollstuhlfahrer kennen, die ihn zu ersten Selbsthilfe-Aktionen ermutigte. Sie gaben ihm und anderen die Kraft und Energie, gegen die Vorurteile und Barrieren in der damaligen Zeit aktiv anzugehen.

Die vollständige Hingabe Herbert Krahs an die Entwicklung des Verbandes seit der Gründung 1977 lässt sich durch die geistige Kraft erklären, die aus der Verzweiflung zum wiedergefundenen Lebenssinn führte und wie ein Geschenk des Himmels erschien. Herbert Krahs Leben verdeutlicht diese Botschaft, sein Sterben ist bleibender Aufruf an uns zur Nachfolge in seinem Sinne.

Kontakt: Horst.Strohkendl@uni-koeln.de

*Dr. Horst Strohkendl ist Dozent an der Heilpädagogischen Fakultät der Universität zu Köln, Seminar für Bewegungserziehung und Bewegungstherapie.

Leibhaftig leben

Christoph Beuers*

Das Forum für Heil- und Religionspädagogik lud zu einem interdisziplinären Kongress ins Katholische Sozialinstitut des Erzbistums Köln nach Bad Honnef ein.

Den Körper als Weg der Sinnerfahrung wahrzunehmen war das Ziel einer dreitägigen Veranstaltung, die vom 15. bis 17. Mai in Bad Honnef stattfand. „Inwieweit können heilpädagogische Vorstellungen von ‚Leibhaftig leben‘ zum Impuls für seelsorgliches und religionspädagogisches Handeln werden?“ war die Leitfrage des Forums für Heil- und Religionspädagogik, das in der Nachfolge des Würzburger Symposiums nunmehr zum vierten Mal einlud und damit seit dem ersten Symposium 1987 auf eine neunzehnjährige Geschichte zurückblicken kann. Das Symposium entpuppte sich als „kleiner, interdisziplinärer Kongress“ von Hochschulprofessorinnen, Lehrkräften an Förderschulen, Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in Einrichtungen der Behindertenhilfe und in der Behindertenseelsorge. Das Forum feierte nicht nur die Eröffnung der eigenen Homepage (www.fhrp.de), auf der in Zukunft alle Informationen abrufbar sind und die sich zu einer Plattform zum fachlichen Austausch entwickeln kann, sondern nahm das gewählte Thema „Leiborientierung“ engagiert als Herausforderung an.

Prof. Dr. Agnes Wuckelt gab Hintergründe zur Entstehung heute gängiger Körperbilder in Theologie, Kirche und Heilpädagogik an. Sie sprach zu den über 100 Teilnehmern und Tagesgästen über ihre Vorstellung von „Körper“. Ihre These lautete: „Wir haben einen Körper. Wir sind Körper. Trotzdem denken wir unseren Körper als Gegenüber.“ Die gesellschaftliche Tendenz, den Körper zu verdinglichen und abzuwerten, wenn er nicht mehr „funktionierte“, ist für dieses Phänomen ebenso verantwortlich wie philosophische und biblische Traditionen. „Der Spiegel, in den ich am Morgen schaue, zeigt mir nicht, was ich sehen will“, so resümierte sie die grundsätzliche Einstellung heute lebender Menschen zu ihrem Leib. Den Leib als gute Schöpfung Gottes zu sehen, ist Aufgabe und Auftrag jedes Menschen an jedem Ort, zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Die „Genderperspektive“ in der religionspädagogischen Forschung könne einen wichtigen Beitrag leisten, verkürzte Sichtweisen aufzusprengen.

Ergänzend arbeitete Prof. Dr. Helga Kuhlmann heraus, dass es mit Scham verbunden sei, im Leib zu sein.

Falsche Scham sei eine der vielen Ursachen, dass sich der Mensch bis heute fremd geblieben sei und sich Normen unterwerfe, die die Aufnahme sozialer Beziehungen verhinderten statt förderten. Eine der Aufgaben systematischer Theologie sieht Frau Kuhlmann gerade darin, Körper- und Leibbilder so zu reflektieren, dass sie Menschen zu gelingenden Beziehungen und zu einer kommunikativen, auf Dialog ausgerichteten Existenz verhelfen. Jesus Christus habe immer wieder gängige Körperbilder in Frage gestellt. Sie wies zum Schluss ihrer Ausführungen darauf hin, dass Heilserfahrungen ihre Krönung in der Körperlichkeit fänden, in sinnlichen Vollzügen geschähen und durch Körperlichkeit sogar Grenzen überschreitbar würden, und dies, obwohl der Körper doch so anfällig sei. Körperarbeit müsse daher ein wesentliches Element religionspädagogischer wie seelsorglicher Arbeit sein.

Prof. Maria Becker ergänzte das Programm durch einen kontrastierenden Blick auf Menschen mit schwerstmehrfacher Behinderung: Das „reduzierte Leibsein“ des Menschen mit intensiver Behinderung kann Therapeuten und Pfleger veranlassen, sich nicht in das Gegenüber und seine Leiblichkeit einzufühlen. Die allein vegetativ orientierte Wahrnehmung der Körperlichkeit des Anderen mit scheinbar fehlenden Reaktions- und Antwortmöglichkeiten befremde und erwecke den Anschein, dass Interaktion bedeutungslos sei. Eine solche Einschätzung der Person mit intensiver Behinderung verhindere letztlich, den Körper zum Ausgangspunkt befreiender Sinnfindung und Autonomie zu machen. Diese ließen sich über körperlich gestaltete Beziehungen als gefühlte, leibhaftige Resonanz auf die Person des Anderen bewirken. Ihr Fazit: Körperlichkeit entziehe in diesem Beziehungsverhältnis dem Denken den Boden.

Ganz in diesem Ansinnen stand der Workshop von Petronella Kieselhofer zur Freiarbeit mit schwerstbehinderten und basal zu fördernden Schülerinnen und Schülern im Religionsunterricht.

Christian Mürner setzte die von Maria Becker angerissenen Überlegungen zur Körperlichkeit und Behinderung in Betrachtungen zum Torso von Belvedere aus dem 1. Jahrhundert vor Christus grundsätzlich fort. Der Torso wird zum Modell für den grundsätzlichen Wunsch des Menschen, Fragmentarisches zu ergänzen, und schafft so die Wahlmöglichkeit zwischen Fiktion und Realität.

Mürner nimmt den Interpretationsvorgang zu diesem Torso als Indiz für die Scham der Gesellschaft, mit den „Anomalien“ in ihren Reihen nicht umgehen zu können. Die Interpretationsspektrum des Torsos reiche vom kraftvollen, selbstlosen Herkules bis hin zum gebrochenen Menschen, beispielsweise dem Arias, der als Mensch mit Behinderung angesichts seiner katastrophalen körperlichen Verfasstheit und der Ausweglosigkeit seiner Situation von seinen Gefährten auf einer einsamen Insel zurückgelassen werde.

Als Ergebnis seiner Überlegungen erklärte Mürners, selbst das Leben im Fragment habe seine Seinsberechtigung. Der Mensch mit Behinderung dürfe nicht dem Wunschdenken einer Gesellschaft ausgeliefert oder geopfert werden. Der Körper eines Menschen unterscheide sich von den Bildern von ihm. Die Beziehung zu einem Menschen würde anders, wenn ich in ihm mehr als einen Körper mit gewissen kognitiven Kräften sähe. Mein Wunsch, den Körper und die Person des Anderen zu komplettieren, muss sich verändern lassen zugunsten der Bereitschaft, mich gegenüber dem Menschen mit Behinderung zu öffnen. Prof. Marcel Martin stellte als Bilanz dieses Forums fest: Die Körperlichkeit muss in Form von Körperarbeit bzw. „jeux dramatiques“ selbst in die exegetische Arbeit eingebettet sein. In Szene gesetzte biblische Erfahrungen schaffen den Weg zum Einzelnen, berühren ihn und verbinden mit „Leibhaftig leben“ zugleich auch ein „Leibhaftig glauben“.

Die Workshops dokumentieren nicht nur die Auseinandersetzung mit aktuellen Fragestellungen, sondern auch einen intensiven Bezug zur Praxis vor Ort: Fragen zur Sexualität im Religionsunterricht mit geistig behinderten Menschen wurden aufgegriffen. Selbstverletzungen im Rahmen komplexer psychischer und neurologischer Krankheitsbilder, die oft tabuisiert werden, wurden von den Teilnehmern des Forums als Herausforderung angenommen. Integrative Körperarbeit als Basis religionspädagogischer Praxis, Tanz als physische und see-

lische Bewegung wurden als hilfreiche Ansätze für Religionsunterricht und seelsorgliche Begleitung von Menschen mit Behinderung wahrgenommen. Leiborientierung in der Heilpädagogik, basale Förderkonzepte und die elementare Auseinandersetzung mit der Kunst beispielsweise anhand der „Nanas“ ließen das Thema „Leibhaftig leben“ in Wort, Erfahrung und Gestaltung lebendig werden. Leibliche Zugänge zu Heilungsgeschichten und Körperbilder insbesondere in den Psalmen wurde als Chancen hervorgehoben, um mit dem Erkenntnisvermögen des Leibes ebenso rechnen zu können, wie mit dem des Geistes.

Die Workshops zeigten: Es ist für Unterricht und Seelsorge in gleicher Weise lohnend, Leibhaftigkeit als spirituelle Möglichkeit aufzunehmen und fortzuentwickeln. Der evangelische Pfarrer Rainer Schmidt stand mit anderen für diesen Aspekt ein: Menschen mit außergewöhnlichen körperlichen Grenzen empfinden zuweilen ihren Körper als defizitär und bewerten ihn negativ. Dies erschwert die Selbstakzeptanz und Selbstliebe. Bewegung und Sport können helfen, den eigenen Körper anzunehmen und ihn zu mögen. Sich bewusst zu machen, dass jeder auch Stärken als Gaben von Gott mitbekommen hat, kann eine der größten Hilfen sein, sich und seinem Körper ein eigenes Profil zu geben.

Alle hier angerissenen Referate und Beiträge werden in einem Dokumentationsband im März 2007 veröffentlicht und können über den Buchhandel, den DKV beziehungsweise das Comeniusinstitut in Münster bezogen werden. Das nächste Forum soll im April 2008 stattfinden. Momentan werden die Wünsche und Vorstellungen der Teilnehmer/innen für ein solches Forum ausgewertet.

Kontakt: C.Beuers@st-vincenzstift.de

**Dr. Christoph Beuers ist Seelsorger für Menschen mit geistiger Behinderung im St.-Vincenz-Stift in Aulhausen.*

Impressum

Herausgeber: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Redaktion: Andreas Berchem (Redaktionsleitung)

Dr. Simone Bell-D'Avis (V.i.S.d.P.), Diakon Johannes Schmitz

Geschäftsstelle: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Georgstraße 20, 50676 Köln

Telefon: 0221/27 22 09 00

Fax: 0221/16 42 71 01

E-Mail: bup@behindertenpastoral-dbk.de

www.behindertenpastoral-dbk.de

Ausgabe: 08/2006; 4. Jahrgang

Bezug: Über die Arbeitsstelle

Titelbilder: Titelbild BSNW, Umschlagseiten 2,3,4 DJK/Higgemans

Druck: Zimmermann Druck und Medien Köln

„Behinderung & Pastoral“ erscheint zweimal im Jahr.

Alle Artikel im Internet unter: www.behindertenpastoral-dbk.de

Themenschwerpunkt Heft 09: Inklusion

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 30.09.2006

TERMINE

Jahrestagung 2006 Pastoral für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung, 6.–10. November 2006, Thema „Traumatherapie“, Waldbreitbach

Jahrestagung 2007, Sehgeschädigtenpastoral, 24.–26. Januar 2007, Thema: „Ich sehe was, was Du nicht siehst – Soziologie und Sehgeschädigtenpastoral im Dialog“, Würzburg

Jahrestagung 2007, Hörgeschädigtenpastoral, Thema „Sakramentenpastoral“, 13.–15. Februar 2007, Fulda

Jahrestagung 2007, Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung, Thema: „Gottesbilder und politisches Engagement“ (Arbeitstitel), 19.–23. März 2007, Bensberg

Jahrestreffen 2007, Diözesanverantwortliche in der Behindertenseelsorge, 25. April 2007, Köln

Start neuer Zusatzqualifikationen ab Winter 2007/2008

Interessierte für die Felder

- Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung
- Pastoral für Menschen mit Hörschädigung
- Pastoral für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung

können sich ab sofort in der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz melden. Sie erhalten Ende 2006 die Ausschreibung für die nächsten Zusatzqualifikationen.

(Foto: DJK/Wilfried Higgemans)



BUCHBESPRECHUNGEN

Susan Shreve

Mein Freund Twist

Ein Junge hat ADS

Verlag Klopp, ISBN 3781718441

„Jeden Tag ... bin ich die Eingangstreppe der Grundschule Stockton mit demselben Gefühl im Bauch hochgegangen. Wegen meines Lispelns, wie Meg gesagt hat. Wegen meiner Förderlehrerin und meiner Lernbehinderungen. Weil alle – zuerst nur die Lehrer und dann auch die Kinder – mich ansehen und darauf warten, was als nächstes passiert.“

Der elfjährige Ben Carter ist der Ich-Erzähler dieses Buches. Sowohl er als auch sein Freund Twist sind



keine bequemen Kinder. Sie haben ein gemeinsames Problem: ADS

Nach den Osterferien kommt Twist als neuer Schüler in die 5. Klasse, und Ben hat zum ersten Mal in seinem Leben einen Freund. Mit Twist ist es nie langweilig. Er lebt als Einzelkind bei seinem Vater und hat schon viele Um-

züge mitgemacht. Während Ben ein guter Charakter bescheinigt wird, umweht Twist der Ruf eines Kriminellen. Als die Eltern der Klasse fordern, dass Twist die Schule verlassen soll, weil er einen schlechten Einfluss auf seine Mitschüler ausübe, setzt Ben alles daran, dass sein Freund in der Klasse bleiben kann.

Ein Buch, das auf vielfältige Weise die Erfahrungen eines mit ADS lebenden Jungen darstellt und in dem sich manch betroffener Jugendlicher wiederfinden dürfte. Ein wenig simplifiziert und hollywoodmäßig gelingt es Ben und Twist letztendlich, während der acht täglichen Schulstunden keinen Ärger mehr zu machen. Eine einfache Lösung wird hier suggeriert: Statt Ritalin brauchen Ben und Twist sich „einfach nur zusammenzunehmen ...“

Dorothea Wolf-Stiegemeyer

Malika Laabdallaoui, S. Ibrahim Rüschoff

Ratgeber für Muslime bei psychischen und psychosozialen Krisen

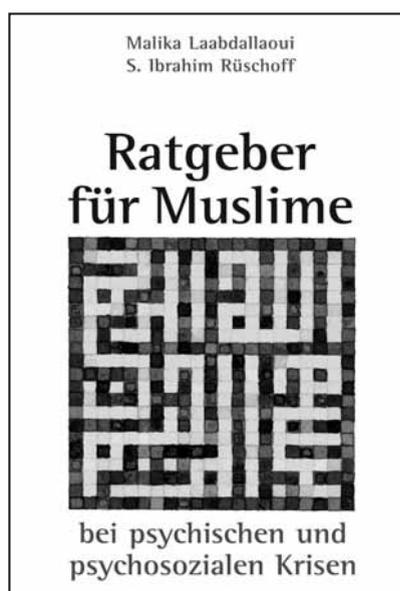
Psychiatrie-Verlag, ISBN 3-88414-389-1

Buchtitel sind für mich bei der Suche nach möglicherweise hilfreicher Fachliteratur ein erster Filter. Im vorliegenden Fall erlebte ich Widersprüchliches. „Ratgeber für Muslime“, also wohl nicht für mich als katholischen Psychiatrie-seelsorger gedacht. Und zugleich war doch auch meine Neugier geweckt. Zum einen kenne ich keine weitere Publikation zu diesem Thema, und zum anderen könnte dieser profilierte Blick über den eigenen Tellerrand hinaus für meine Seelsorgepraxis in Fachklinik wie Gemeinde-

psychiatrie vielleicht durchaus von Nutzen sein. Rückblickend auf die letzten zehn Jahre kann ich feststellen, dass der Anteil dieser Zielgruppe vornehmlich mit türkischstämmigen Migrationshintergrund (insgesamt wohnen in der Bundesrepublik Deutschland ca. 3,5 Millionen Muslime) in den Einrichtungen der Behindertenhilfe/

Psychiatrie zunimmt. Gedacht, gekauft, gelesen, positiv überrascht! Den Buchtitel sollte man erweitern durch den Zusatz: „... und für interessierte Profis, egal welcher Religion oder Weltanschauung“. Genau so nämlich ist das Buch von den muslimischen Autoren angelegt, die selbst über langjährige Berufserfahrung im Feld psychosozialer Hilfen in Deutschland verfügen.

Dem im Vorwort aufgestellten Leitgedanken, Berührungsängste abbauen und zu einer verbesserten Integration beitragen zu wollen, werden sie voll und ganz gerecht. Entgegen der vor allem bei praktizierenden Muslimen weit verbreiteten Reserviertheit ermutigen sie ausdrücklich, Hilfe auch von nichtmuslimischen Personen und Institutionen in Anspruch zu nehmen. Spannend zu lesen, wie sie dabei die Balance halten zwischen religiöser Fundierung in Koran und islamischer Überlieferung



und fachlich begründeten Standards: „Der Maßstab für eine gelungene Therapie ist nicht die Religionszugehörigkeit der Therapeuten, sondern deren therapeutische Qualifikation.“ (S. 8) Gleichzeitig werben sie bei Nichtmuslimen um einfühlsames Verstehen und für respektvolle Behandlung. Das Buch will Betroffenen (meint auch Angehörige, Freunde, Bekannte u.s.w.) „einen ersten Einblick in die Strukturen der psychosozialen Versorgung in Deutschland geben und die Sicherheit im Umgang damit verbessern.“ (S. 9) Und das durchgängig aus islamischer Perspektive, z.B. unter der Fragestellung, was der Koran und die Sunna des Propheten zu den Themen Therapie und Beratung sagen (1. Kapitel).

Im zweiten Kapitel geht es um spezielle, häufig auftretende Konfliktfelder (z.B. interessanterweise bei Konversion zum Islam; Themenbereich Ehe und Familie; Frauenbeschneidung...) wie auch allgemein um Informationen über die wichtigsten psychischen Erkrankungen. Ein spezieller Abschnitt befasst sich mit den im Islam in eigener Weise tabuisierten Suchterkrankungen.

Weitere Kapitel widmen sich (ich betone es noch einmal: immer mit dem Abgleich aus islamischer Sicht) den Themen Rechtliche Betreuungen, Begriffsklärung von Therapie- und Beratungsformen und deren Praxis, Psychopharmaka, Ansprechpartner, Institutionen (ein eigener Abschnitt gilt der beratenden Funktion von Jugendämtern), Behandlung im Ausland (in der Regel islamisch geprägtes „Heimatland“), traditionelle Heiler u.a.m.

Im Kapitel „Ausblick“ stellen die Autoren Überlegungen an, was sie als Muslime dazu beitragen können, dass sich die Situation der psychosozialen Versorgung in Deutschland weiter verbessert.

Eine wahre Fundgrube ist die kommentierte Sammlung von Adressen im „Anhang“ sowohl von muslimischen wie von nichtmuslimischen Organisationen. Dort finden sich auch Hinweise zu Literatur und Medien und ein Glossar (für die nichtmuslimischen Leser und Leserinnen!) zu den wichtigsten verwendeten islamischen Begriffen.

Eine Handreichung also bei psychischen und psychosozialen Krisen unter durchgängiger Einbeziehung der religiösen (hier der islamischen) Dimension. Spannend zu erleben, wie ich mich als Seelsorgeprofi in diesem Feld bei der Lektüre ständig herausgefordert sehe, einen Abgleich aus meiner christlichen Perspektive zu versuchen. Das vorliegende Buch ist offensichtlich ein empfehlenswerter Ratgeber und zugleich Gedankenanstoß zur Reflexion eigener Theorie und Praxis.

Noch zwei ergänzende Hinweise, die die Aktualität der Thematik im weiteren Kontext von Migration (übrigens ja auch Jahresthematik des Caritasverbandes in 2006) unterstreichen:

Im Januar dieses Jahres eröffnete der Landschaftsverband Rheinland eine so genannte „Migrantambulanz“ an den Rheinischen Kliniken in Viersen.

Die „Familien-Selbsthilfe Psychiatrie“ hat soeben den aktuellen Angehörigen-Ratgeber „Psychisch krank. Und jetzt?“ ins Türkische und Russische übersetzt, um damit den betroffenen Familien wie auch den MitarbeiterInnen aus Beratung und Versorgung schnell verfügbare Informationen zu psychischen Krankheiten, Hilfemöglichkeiten sowie zur Selbsthilfe zur Verfügung zu stellen. Die Übersetzung kann als PDF-Datei auf der Verbands-Homepage www.bapk.de heruntergeladen werden.

Hans-Peter Bleck

Peter Hepp
„Die Welt in meinen Händen“
Birgit Beutel*

Es gibt Bücher, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesseln. Die außergewöhnliche Lebensgeschichte des taubblinden Peter Hepp ist so ein Buch.

Als Peter Hepp geboren wird, ist die Welt für ihn und seine Familie noch in Ordnung. Seine Gehörlosigkeit wird, wie es oft vorkommt, zunächst nicht erkannt. Die Familie bemerkt zwar die eine oder andere Auffälligkeit im Verhalten des Jungen, misst den Beobachtungen aber keine besondere Bedeutung bei. So kann der kleine Peter drei Jahre lang als rundherum glückliches und von allen geliebtes Kind aufwachsen.

Die heile Welt gerät unvermutet ins Wanken durch den Verdacht eines Arztes, der einen Hausbesuch bei dem im gleichen Haus lebenden Großvater macht. Es folgen Untersuchungen, die zweifelsfrei die Gehörlosigkeit des kleinen Peter ergeben. Wie für viele andere Familien auch, ist diese Diagnose für die Hepps ein Schock. Fortan ist nichts mehr so, wie es einmal war.

Vertreibung aus dem Paradies

Dem kleinen Peter ist die plötzliche Verhaltensänderung der Eltern unerklärlich. Er ist doch wie immer freundlich, bemüht und liebenswürdig zu ihnen und allzeit lustig aufgelegt. Er spürt, dass etwas Schreckliches und Unheimliches geschehen sein muss, das ihn betrifft. Dieses Unerklärliche kommt ihm vor wie die „Ausweisung aus dem Paradies“.

Die Gehörlosigkeit des Sohnes überfordert die auf dem Lande lebenden Eltern. Sie überbehüten ihn und behindern damit seine eigenständige Entwicklung. Statt in einen weit entfernten Kindergarten für Gehörlose geben die Eltern ihren Sohn – wohl im Glauben, das Beste für ihr Kind zu tun – in den im Dorf vorhandenen Kindergarten für Hörende.

Die Hoffnung der Eltern, dass es irgendwie schon klappen wird, erfüllt sich mehr schlecht als recht. Peter fühlt sich dort ausgeschlossen, ungerecht behandelt, hat ständig das Gefühl, nicht für voll genommen zu werden und erfährt ungewolltes Mitleid. Er ist der Situation ausgeliefert, als Gehörloser unter Hörenden aufzuwachsen. Auf die vielen Fragen, die ihn beschäftigen, erhält er keine Antwort, keine Erklärung. Er kann sich die Welt nur über die Augen erschließen.

Zu einem besonders einschneidenden und schmerzhaften Erlebnis wird für den Jungen die Einschulung in eine Gehörlosenschule. Die weite Entfernung vom Elternhaus macht eine Internatsunterbringung erforderlich. Peter leidet unter großem Heimweh. Keiner kann ihm die Trennung von den Eltern und seinem Zuhause verständlich machen – nicht die Familie und die Lehrerinnen und Erzieherinnen leider auch nicht. In der schrecklichen ersten Zeit in der Schule findet er ein wenig Trost bei seinen Mitschülern, die ähnliche traumatische Erlebnisse schon hinter sich haben.

Kein Anpassungswille

Die Schule, in der alles streng geregelt ist, kommt dem jungen wie ein Gefängnis vor. Schlimme Albträume begleiten ihn in den ersten Wochen. Statt der eigentlich notwendigen psychologischen Hilfe gibt es Prügelstrafe mit dem Kleiderbügel. Bei einem derart mangelnden Einfühlungsvermögen in die kindliche Psyche und pädagogischem Unvermögen grenzt es schon an ein Wunder, dass der kleine Peter nicht an seinem Kummer zerbricht. Die Bemerkung im Schulbericht, dass er trotzig reagiert und sich nicht anpassen will, lässt auf Peters früh ausgeprägtes Durchhaltevermögen und eine große ihm innewohnende Kraft schließen.

Mit der Zeit wird der Aufenthalt in Schule und Internat für ihn erträglicher, was allerdings kein Verdienst der Einrichtung ist. Vielmehr ist es das Zusammensein mit

seinen gehörlosen Mitschülern, das ihm das Gefühl von Aufgenommensein und Geborgenheit gibt. Dank der mühelosen Kommunikation mit ihnen fühlt sich Peter nicht mehr ausgegrenzt, wie es in der Welt der Hörenden regelmäßig der Fall ist.

Ganz allmählich begreift er, dass Gehörlose und Hörende sich auf verschiedenen Ebenen bewegen und dass Hörende den Gehörlosen nur die untere Ebene zuweisen. Egal, wie sehr er sich auch anstrengt und bemüht, die Lehrerinnen zeigen ihm immer seine Mängel und Unzulänglichkeiten auf. So kann sich kein Selbstbewusstsein entwickeln, den Hörenden gleichwertig und ebenbürtig zu sein. In all den Jahren hat die Schule ihm das Gefühl vermittelt, ein Ziel anzustreben, das er nie erreichen kann. Das Bewusstsein, ein Versager zu sein, schmerzt ihn am meisten.

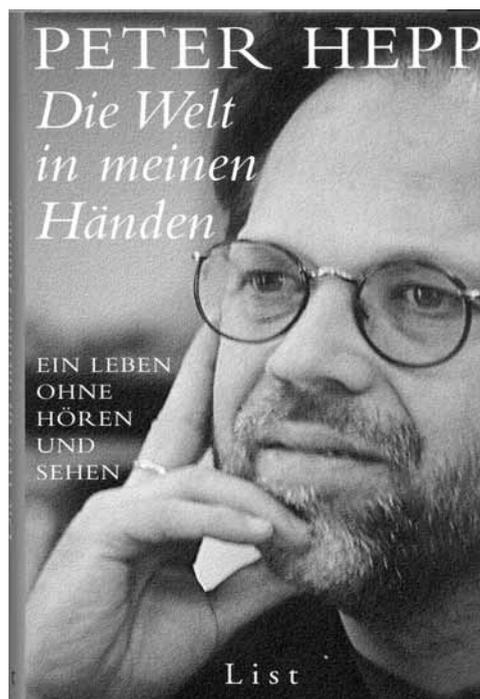
Besonders beeindruckt ihn das Zusammentreffen mit einem taubblinden Bürstenmacher. Der erst achtjährige Peter ist fasziniert von der großen Zufriedenheit und Freude, die dieser alte Mann ausstrahlt. Es spricht für ein früh ausgeprägtes Interesse und eine innige Anteilnahme am Schicksal anderer, dass Peter Hepp sich noch heute an die Wärme erinnert, „die zwischen uns strömte“. Diese Begebenheit prägt sich in sein Gedächtnis ein und wird später für ihn noch von Bedeutung sein.

Ausgeschlossen aus der Welt der Hörenden

Dass Hörende wenig Zutrauen in seine Fähigkeiten haben, erfährt Peter Hepp auch bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz. So macht er notgedrungen erst eine Lehre als „Teilezurichter“, bevor er

sich zum Maschinenschlosser ausbilden lassen kann. Die Kommunikation mit den hörenden Kollegen ist schwierig und unbefriedigend. Von den Jugendlichen im Heimatdorf wird er zwar akzeptiert, durch seine Gehörlosigkeit aber von tiefer gehenden Gesprächen ausgeschlossen.

Er vermisst den täglichen Kontakt zu Gehörlosen, die so leicht in Gebärdensprache zu führenden Gespräche, wie es in seiner Schulzeit möglich war. Mit großer Freude sieht er darum den regelmäßigen Begegnungen mit den weit verstreut lebenden Gehörlosen entgegen. Sein großer Hunger nach Informationen lässt ihn zur „Leseratte“ werden. Durch vieles Lesen bekommt er auch einen Zugang zur Welt der Hörenden.



Seine berufliche Tätigkeit füllt ihn auf Dauer aber nicht aus. Sein Leben erscheint ihm als flach und ohne tieferen Sinn. So begibt er sich auf einen langen Weg der Selbstfindung. Die Suche nach dem für ihn bestimmten Lebensinhalt führt ihn auch für einige Jahre ins Kloster Heiligenbrunn. Die Arbeit dort mit behinderten Menschen und die Auseinandersetzung mit dem Evangelium sind „Nahrung für sein Herz und seine Seele“.

Erblindung führt zur Lebenskrise

Die starke Verschlechterung seiner Sehfähigkeit stürzt ihn in eine ernsthafte Lebenskrise: Er ist zornig mit Gott und hadert mit seinem Schicksal. Dann aber begreift er die anfänglich als aussichtslos empfundene Situation als eine große Herausforderung. Nach acht Jahren verlässt er das Kloster und nimmt sein Leben selbst in die Hand.

Er muss viele Hindernisse und seelische Tiefpunkte überwinden, erfährt aber auch aufrichtige Freundschaften und ein ungeahntes Glück: Er lernt die Frau seines Lebens, eine Hörende, kennen (es war „Liebe auf die erste Berührung“). Nun stolpern sie gemeinsam über immer neue Schwierigkeiten.

Aber sie wachsen daran, dass sie es immer wieder schaffen, die Probleme zu überwinden. Mit Unterstützung seiner Frau baut Peter Hepp ein Netzwerk für Taubblinde auf und nach mehreren Anläufen verwirklicht sich auch sein innigster Wunsch: Im Dom zu Rottweil wird er im Jahr 2003 zum ersten taubblinden Diakon in Deutschland geweiht.

„Ich glaube, ein Mensch ist gesund, wenn er es schafft, seinen Frieden mit sich und seiner Situation zu schließen, und wenn er Vertrauen zu Gott empfindet“, lautet die Botschaft von Peter Hepp, der heute seelsorgerisch Taubblinde und Gehörlose in der ganzen Diözese Rottenburg-Stuttgart betreut.

Die „Welt in meinen Händen“ ist ein tiefgründiges und aufrüttelndes Buch. Peter Hepp schildert darin seinen einzigartigen Lebensweg, den so vor ihm, allen Widrigkeiten zum Trotz, noch keiner gegangen ist. Er entführt den Leser in eine ihm unbekannt und nahezu unvorstellbare Welt und lässt ihn an seiner Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit teilhaben, aber auch seine unbändige Energie und die große Kraft, die er aus dem Glauben schöpft, spüren.

Darüber hinaus fordert Peter Hepp den Leser unaufdringlich und auf vielfache Weise zu einer Auseinandersetzung mit Gehörlosigkeit und Taubblindheit auf. Er hält der Gesellschaft den Spiegel vor, zeigt wann, wie und wo sie gehörlosen und taubblinden Menschen Wunden schlägt und sie an der freien Entfaltung hindert.

„Die Welt in meinen Händen“ ist ein ausgezeichnetes Buch, dem viele gehörlose und noch mehr hörende Leser zu wünschen sind.

Kontakt: gl-verlag-essen@t-online.de

**Brigitte Beutel ist Redaktionsmitglied der „Deutschen Gehörlosen Zeitung“ in der dieser Text zuerst erschienen ist.*

ANGEMERKT

Journalistenpreis

Die Redaktion freut sich mitzuteilen, dass unser Gastautor Christian Schmitz für seinen Text „Geben statt nehmen“, der in der letzten Ausgabe der BuP abgedruckt wurde, den Deutschen Journalistenpreis 2005 „Für Vielfalt. Gegen Diskriminierung“ der EU gewonnen hat. Die sensible Darstellung der Einzelschicksale, die Fülle von gut recherchierten Hintergrundinformationen und der hohe Neuigkeitswert des Artikels waren für die Preisverleihung Ausschlag gebend. Herzlichen Glückwunsch!

Falsche Email-Adresse

In der letzten Ausgabe haben wir versehentlich eine falsche Email-Adresse abgedruckt. Die korrekte Email-Adresse von Dr. Frank Mathwig lautet: frank.mathwig@sek-feps.ch.

INTERVIEW

DAS LETZTE WORT HAT ...

Reinhard Schneider – Vorsitzender des Behinderten-Sportverbandes NW e.V.

Wie beschreiben Sie Ihren gegenwärtigen Gemütszustand?

Zufriedenheit und Dankbarkeit einerseits, Neugier und Ungewissheit andererseits.

Eine Forderung an die Menschen in Ihrer Gesellschaft:
Besinnung auf Werte, auch die der anderen, und der offene, tolerante Umgang mit ihnen.

Welcher Teil Ihres Lebens war für Sie der schwerste?

Ich hatte glücklicherweise immer so viel Rückhalt, dass ich eigentlich keinen Teil als besonders schwer im Sinne von bedrückend empfinden musste.

Wie verbringen Sie Mußestunden?

Hauptsächlich mit Lesen, leider vertrödle ich aber auch sehr viele vor dem Fernseher und am PC; leider viel zu wenig mit meiner Familie.

Von welcher Erfahrung wurden Sie geprägt?

Trotz aller sog. Rückschläge geht es immer wieder weiter. Insbesondere mein Vater lehrte mich, dabei stets nach vorne zu schauen.

Was bedeuten Ihnen die Menschen?

Auch ich bin nicht frei von Vorurteilen, die meine Einstellung zu Menschen beeinflussen. Doch jeder ist es wert, dass wir ihm ohne Vorurteile begegnen. Ich arbeite daran. Auch wenn wir es in der heutigen Zeit nicht immer wahrhaben wollen, aber wir sind aufeinander angewiesen.



(Foto: BSNW)

Wo finden Sie Trost?

Insbesondere bei meiner Frau, und das meist unausgesprochen. Gleichzeitig ist sie auch meine größte Kritikerin.

Wenn Sie ihrem Glauben eine Farbe geben müssten, welche wäre es?

Keine Farbe, ein Regenbogen.

Wenn Sie an morgen denken, was fällt Ihnen ein?

Glücklicherweise nicht nur meine Arbeit. Morgen ist ein weiter Begriff, viel Raum für Pläne, Ideen und Neues.

„Behinderung & Pastoral“ für Menschen mit SehSchädigung

Im Internet:

www.behindertenpastoral-dbk.de

Hier finden Sie unter der Rubrik „Publikationen“ die Zeitschrift sowohl als PDF-Datei als auch als einfaches Word-Dokument, in dem keine Bilder vorhanden sind.

Als Hörkassette: Die neue Ausgabe der Zeitschrift ist auch als Hörkassette erhältlich.

Die Ausleihadresse: Deutsche Katholische Blindenbücherei

Graurheindorfer Str. 151 a, 53117 Bonn
Tel.: 0228/559490, Fax: 0228/5594919





08/Juli 06

Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

Themenschwerpunkt: Behinderung und Sport

